PFREUNDSCHUH
in Heidelberg

GERHARD PFREUNDSCHUH

Familiengeschichte

2.2 Oberland trifft Unterland (Teil 1)

Gerhard Pfreundschuh

Unsere Familie

Eine Familien-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
aus dem deutschen Südwesten

Buch II – Oberland trifft Unterland

Emilie und Georg

Teil 1

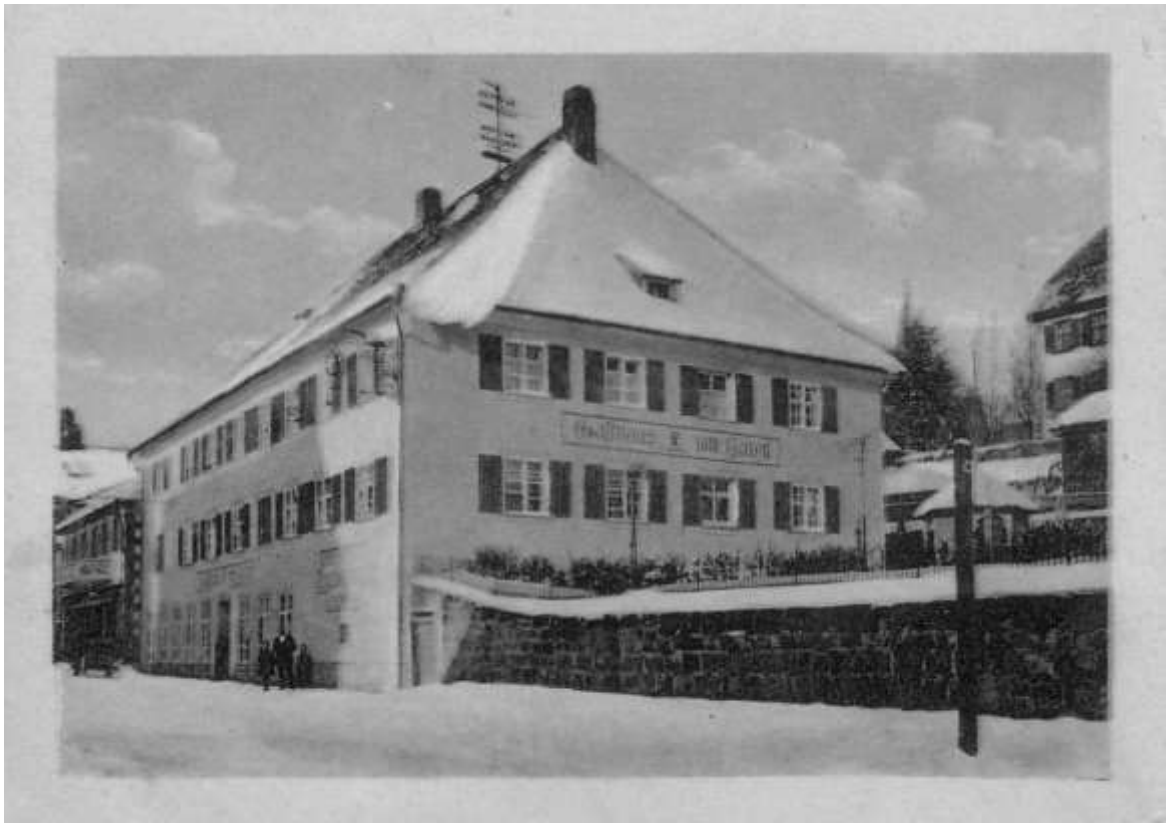
Heidelberg 2010

Vinzenz und Marie im „Bären“ zu Neustadt

Im „Buch I – Die Schwarzwälder“ haben wir Johann und Apollonia auf dem Winterhalderhof kennengelernt. Wir haben ihre Vorfahren auf den Höfen in Viertäler (Titisee) bis in die frühe Neuzeit um 1550 zurückverfolgt. Auch die Kinder dieser Alteltern sind uns begegnet. Ihre älteste Tochter Marie (1845 – 1923) ist meine Urgroßmutter. Sie hat mit 27 ½ Jahren am 30.01.1873 den aus Löffingen stammenden Vinzenz Heizmann (1839 – 1894) geheiratet. Die beiden lebten im Gasthof „zum Bären“ in Neustadt im Schwarzwald. Dort ist auch meine Großmutter Emilie (1879 – 1947) aufgewachsen. Mein Vater ist ebenfalls hier geboren und war immer stolz darauf.

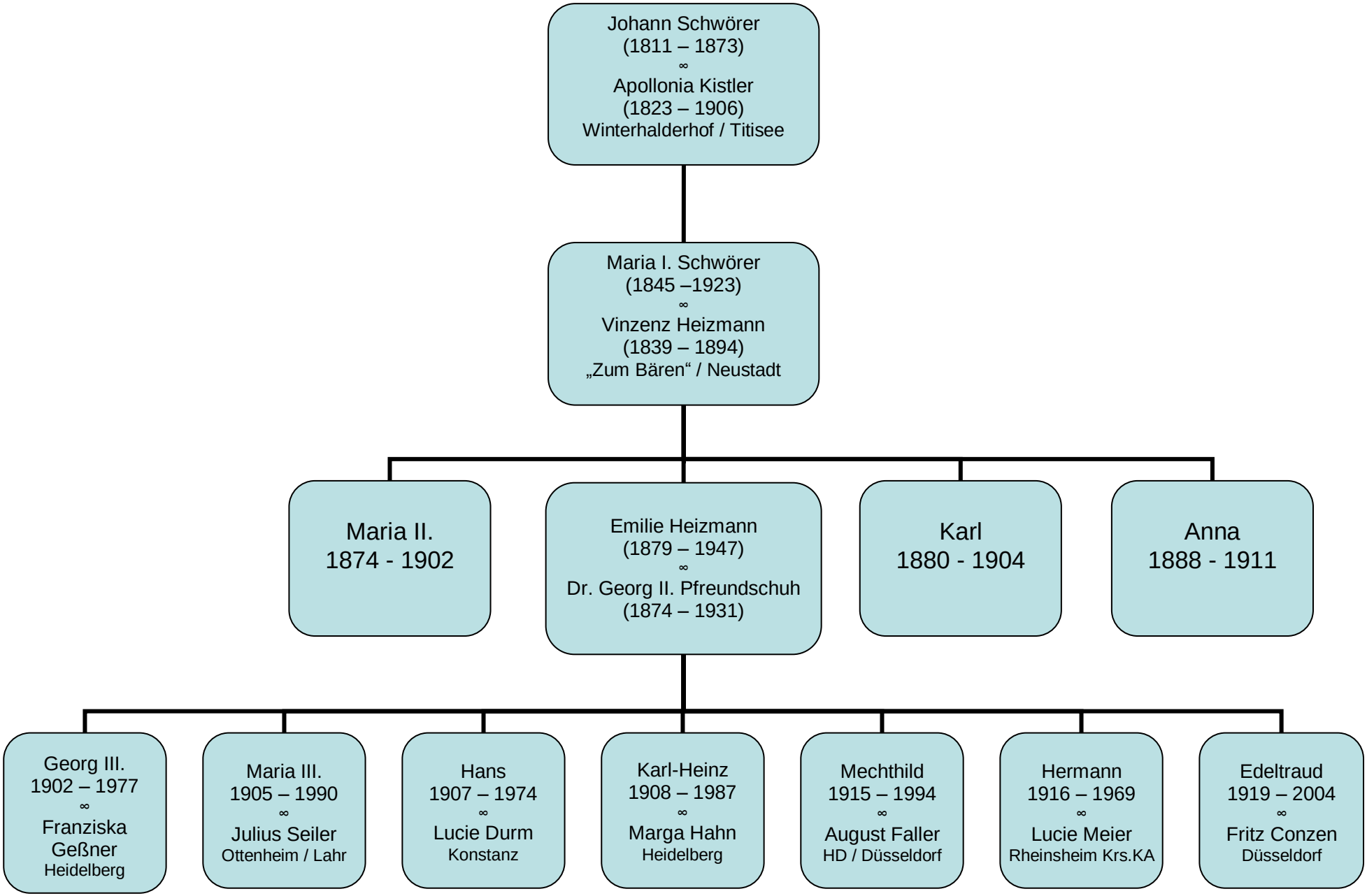
Wir wollen zunächst „die vom Bären“ besuchen und schauen, wie sie gelebt haben. Wir wollen auch sehen, wie es gekommen ist, dass die Emilie aus Neustadt den Georg aus Heidelberg heiratete, wie Oberland und Unterland zusammenfanden. Dann werden wir Georg und Emilie auf ihrem Lebensweg durch ganz Baden begleiten. Wir werden von ihren Idealen und Sorgen, ihren Kindern und Freunden hören.

Dazu muss man wissen: In Baden heißt „Unterland“ alles, was nördlich des Schwarzwalds liegt. Es ist also das fränkische Sprachgebiet mit den Tauberfranken (badisches Frankenland), den rheinfränkischen Pfälzern (ehemalige Kurpfalz rechts des Rheins) und den Karlsruhern. Das Oberland spricht oder sprach durchweg alemannisch. Die Unterschiede in der Mentalität sind erheblich.



Das „Gasthaus zum Bären“ auf einer Postkarte, die Karl-Heinz an seine Eltern geschickt hat.

Die Verwandtschaftsverhältnisse zeigt das Schaubild auf der nächsten Seite.


Johann Schwörer
(1811 – 1873)
∞
Apollonia Kistler
(1823 – 1906)
Winterhalderhof / Titisee
Maria I. Schwörer
(1845 –1923)
∞
Vinzenz Heizmann
(1839 – 1894)
„Zum Bären“ / Neustadt
Maria II.
1874 - 1902
Emilie Heizmann
(1879 – 1947)
∞
Dr. Georg II. Pfreundschuh
(1874 – 1931)
Karl
1880 - 1904
Anna
1888 - 1911
Georg III.
1902 – 1977
∞
Franziska Geßner
Heidelberg
Maria III.
1905 – 1990
∞
Julius Seiler
Ottenheim / Lahr
Hans
1907 – 1974
∞
Lucie Durm
Konstanz
Karl-Heinz
1908 – 1987
∞
Marga Hahn
Heidelberg
Mechthild
1915 – 1994
∞
August Faller
HD / Düsseldorf
Hermann
1916 – 1969
∞
Lucie Meier
Rheinsheim Krs.KA
Edeltraud
1919 – 2004
∞
Fritz Conzen
Düsseldorf

Zuerst müssen wir aber sagen, was wir nicht wissen. Wir wissen nicht, wo und wie sich Vinzenz und Marie kennengelernt haben. Wir wissen auch nicht, wann und mit welchem Geld sie den ansehnliche „Bären“ erworben haben. Doch uns ist überliefert, dass sie reich geworden sind. Die vom Winterhalderhof wunderten sich, dass es „der arme Pferdeknecht aus Löffingen“ so weit gebracht hat. Schade, dass ich so wenig über meinen Urgroßvater weiß; dabei ist er doch mit mir so nah, nicht weitläufig verwandt.

Von Vinzenz und Marie haben wir einige Bilder. Die Marie und der Vinzenz waren gestandene, bodenständige Leute. Ihr Verhältnis zueinander kommt wohl gut in dem folgenden Bild zum Ausdruck.

Vinzenz und Marie I

Der Vinzenz schaut zufrieden und freundlich in die Welt. Er hat einen großen Hut auf, eine goldene Uhrenkette und er hat es zu etwas gebracht. Liebevoll, fast lässig ruht seine linke Hand auf der Schulter seiner Marie. Diese schaut ernst. Man meint, sie denke an die Pflichten und die Last von Familie und Geschäft. Sie trägt eine schöne,

wohl seidene Schwarzwälder Tracht. Die rechte Hand ruht auf ihrem Schoß, die linke ist gefällig, ja schon etwas graziös auf dem Schirm abgestützt. Und links zu ihren Füßen steht ebenfalls dekorativ ein geflochtener Reisekorb. Ja, die Marie denkt weiter und über ihren engen Kreis hinaus in die Zukunft. Dazu passt gut die spätantike oder rokokoartige Dekoration, die der Fotograf als Hintergrundleinwand gewählt hat. Ein bissel „noble Leute“ waren sie jedenfalls nach dem Wunsch und Willen von Marie.
Doch wenn wir den Vinzenz in die Betrachtung einbeziehen und die beiden zusammen sehen, dann prägte sie vor allem die Arbeit oder, wie es im Südwesten heißt, das „G’schäft“. Wir können davon ausgehen, dass die beiden so viel zu tun hatten und keine Zeit fanden, sich gegenseitig dabei hinein zu schwätzen. Und wäre die Marie nicht voll mit allem vertraut gewesen, sie hätte den Betrieb nach dem frühen Tod von Vinzenz (1894) nicht noch 18 Jahre weiter führen können. Und sie hat alles weiter geführt, auch das Fuhrunternehmen, wie die Postkarten mit Frachtaufträgen zeigen, die wir uns gleich noch genauer anschauen wollen. Erst mit 67 Jahren ist sie dann 1912 zur Emilie und dem Georg II nach Sinsheim ins Unterland gezogen.

Doch auch das war noch kein „Ruhestand“. Denn die Marie hat dort sofort das „Küchenregiment“ übernommen. Eine Haushaltshilfe, die damals unter Marie „diente“, hat uns einmal in Heidelberg besucht. Sie hatte ein juristisches Problem und brauchte den Rat meines Vaters. Sie wurde von ihm freundlich aufgenommen und war auch bei uns daheim zu Gast. Wir besuchten danach auch sie und ihren Mann einmal in Karlsruhe. Es war die Anna Kistner, an die ich mich so gut erinnere, weil sie so temperamentvoll und beeindruckend von meiner Urgroßmutter erzählte. Die hätte ein strenges, aber sehr fachkundiges Regiment geführt. Schließlich war sie eine Wirtsfrau. Wenn ihr Schwiegersohn, der Notar und mein Großvater, den Kopf nur kurz durch den Türspalt in die Küche gestreckt hätte, dann habe ihn die „alt’ Notarin“, wie die Marie in Sinsheim nur genannt wurde, kurz und bündig hinauskomplimentiert. Das war ihr Reich, nix für Mannsbilder. Die Anna Kistner hatte Respekt vor meinem Großvater, die Marie nur bedingt. Das Verhältnis zu seiner Schwiegermutter hat der Georg II uns sogar in Gedichtform überliefert, wie wir bald sehen werden.

Marie I

Das Bild zeigt Neustadt vor 1842 (aus das „Großherzogthum Baden mit malerischen Original-Ansichten“, Darmstadt 1842). Einen Galgen hatten sie auch (links).

Der Bären – Gasthof und Fuhrunternehmen

Als Sohn eines Schuhmachers soll Vinzenz mit zwei Rössern, ansonsten vermögenslos, nach Neustadt gekommen sein. Aus kleinsten Anfängen hat er seinen Fuhrbetrieb aufgebaut. Da die Kinder früher nicht lange in die Schule gegangen sind, dürfte das schon in jungen Jahren gewesen sein. Erst mit 34 Jahren, am 30.1.1873 hat er dann in Neustadt die Marie Schwörer vom Winterhalterhof geheiratet.

Meine Patenttante Traudel hat ihren Töchtern immer erzählt, dass der Vinzenz auch ein Salzmonopol, in alter Sprache würde man sagen eine „Salzgerechtigkeit“, erworben hatte und auch dadurch wohlhabend geworden sei.

Oben haben wir uns das Leben und die Arbeit der Schwarzwälder Hofbauern, vor allem auf dem Winterhalterhof, angeschaut. Das Leben und Wirtschaften im „Bären“ war völlig anders. Bei den Familieakten habe ich einen Stapel von alten Postkarten gefunden. Sie zeigen den Wirtschaftsbetrieb von Vinzenz und Marie. Nicht Hofbauern, sondern Händler und Handwerker, Gewerbetreibende und schon Fabrikanten erteilen Frachtaufträge oder bestellen Zimmer im Bären. Als erstes fällt auf, dass aus jeder zweiten Postkarte der Zeitdruck herauszulesen ist. „Umgehend“ oder schon „morgen“ soll die Fracht nach Donaueschingen zur Bahn. So schreibt am 02.11.1896 ein „Joh. B. Beha & Söhne an die Wwe. Heitzmann zum Bären in Neustadt“: „Wir bitten, senden sie am Dienstag ihr Fuhrwerk, damit die Kiste nach Hammereisenbach kommt, sie ist nämlich sehr pressant.“ „Es pressiert“, ist ein geläufiger Ausdruck, wenn es jemand eilig hat.

Vinzenz fuhrwerkte viel zwischen Freiburg (35 km) und Donaueschingen (30 km). Es ging aber auch zum Hochrhein (50 km) und nach Norden weiter in den Schwarzwald (Furtwangen 40 km, Villingen 45 km). Vor allem nach Westen durch das Höllental und nach Süden durch die engen Täler des Hotzenwaldes war der Weg beschwerlich und gefährlich. Einfacher war die Strecke nach Osten über Löffingen nach Donaueschingen.

Auch verdammt schwere Sachen musste der Vinzenz mit seinen Rössern durch den Schwarzwald schleppen. So schreibt „die Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation“ in Lenzkirch am 23.01.1889: „Wir benachrichtigen sie hiermit, dass wir für nächsten Freitag ca. 100 Zentner Messingspäne für sie bereit halten werden.“ Auch die „Draht- & Schraubenfabrik Falkau“ gehört zu den Kunden. Vier- und sechsspännig, also mit vier oder sechs Pferden, soll der Vinzenz durch die Täler und über die Höhen des Schwarzwalds die Fracht befördert haben. Und noch mein Vater wusste, dass im Bären das Erdgeschoss, der erste Stock nach badischem Stockwerksrecht und Sprachgebrauch, für Vieh und Futter war. Hier waren die Ställe für die eigenen Rösser und die Pferde der Durchreisenden. Im Bild oben erkennen wir auch, dass ganz rechts im Gebäude ursprünglich eine Art Scheuertor war. Hafer und Heu wurden auch ständig gebraucht. Im zweiten Stock (1. OG) waren die Gastwirtschaft und einige Fremdenzimmer. Im dritten Stock wohnte die Familie. Vielleicht gab es auch hier noch einige Gästezimmer.

Strasse durchs Albtal nach Süden zum Hochrhein (Foto Hans)

Der „Bären“ hatte also drei wirtschaftliche Standbeine:

- Da war das Frachtunternehmen und Vinzenz war ein Fuhrmann alter Art.
- In der Gastwirtschaft wurden Reisende und Einheimische verköstigt. Mein Großvater aus dem Notariat von gegenüber gehörte als Noch-Junggeselle auch dazu.
- Und schließlich konnten im Gasthof Menschen und Rösser nächtigen.

Zu allen drei Wirtschaftsbereichen erzählen uns die Postkarten einiges. So schreibt der Joseph Wissler vom Schluchsee am 08. Juni 1886: „Ich war gestern mit einem Schimmel und Burezugswägele (= Bauern-Zugwägele) bei ihnen und habe den Pferde Tepich (= Teppich, Decke) dort im Stalle liegen lassen. Seien sie so gut und schicken sie in (= ihn) per Post.“ Rechtschreibung und Zeichensetzung, aber auch die Ausdrucksweise sind eigenwillig. Der „Pferde Tepich“ müsste zusammengeschrieben werden und bedeutet „Pferdedecke“. Der Ausdruck „Teppich“ für „Decke“ ist mir nicht nur geläufig, sondern wurde von meinen Eltern fast ausschließlich benutzt.

Eine andere Karte vom 26.01.1900, die sich mit einer „Geldsendung“ und Zahlungszielen beschäftigt, ist unmittelbar an „Frl. (Fräulein) M. (Marie) Heitzmann z. Bären“ gerichtet. Offensichtlich hat Marie II ihrer Mutter geholfen und die Buchhaltung sowie den Schriftwechsel bearbeitet. Schließlich haben die Töchter ja im „Töchter-Institut“ bei den Ordensschwestern in Cham am Zuger See (Schweiz) auch „kaufmännisches Rechnen“ gelernt. Das ergibt sich aus den erhaltenen Zeugnissen von Emilie. – Die Postkarte eines Schuhhändlers aus Villingen vom 26.07.1888 soll noch erwähnt werden. Obwohl Vinzenz noch lebte, schrieb er direkt an die „Frau Bährenwirtin“, also an die Marie I, mit der Bitte ein Zimmer mit zwei Betten bereit zu halten, da er auf den Markt kommt. Für die Übernachtungen war also die Marie I zuständig.

Während ein Schwarzwälder Bauernhof von 1500 bis 1955, also fast ein halbes Jahrtausend, eine sichere Lebensgrundalge war, trifft dies für ein Fuhrunternehmen nicht zu. Handel und Wandel, Wettbewerb und neue Verkehrsmittel machten den Betrieb zu einen schwankenden Schiff auf den Wogen des Wirtschaftsgeschehens. Dabei war und ist die Person des Fuhr- und Steuermanns von besonders großer Bedeutung.

Aus den Aufträgen für Vinzenz zeichnet sich schon die neue, bedrohliche Konkurrenz ab. Er soll die Kisten und Säcke, die Flaschen, Körbe und Metallwaren nach Donaueschingen und Freiburg zur Bahn bringen. Im Jahr 1884 wurde mit dem Bau der Höllentalbahn von Freiburg nach Neustadt begonnen. Der erste Zug ist am 4 April 1887 in Neustadt eingetroffen. Ein Jahr später wurde der Weiterbau nach Donaueschingen aufgenommen. Die Eröffnung war 1901. Ein Güterzug konnte an einem Tag und mit einer Fahrt so viel befördern wie ein Fuhrmann vielleicht in einem Monat. Nach Freiburg und Donaueschingen brauchten die Fuhrleute nun wahrlich keine Güter mehr zu verfrachten. Die neue Technik hat den meisten von ihnen Arbeit und Brot genommen.

Doch dieser Technikspung ist zugleich ein gutes volkswirtschaftliches Lehrbeispiel. Denn nach einigen Jahren gab es in Baden mehr „Bähnler“ (Bahnbeamte), als es je Fuhrleute gegeben hat. Das Industriezeitalter war auch für unsere Vorfahren in Neustadt angebrochen. Wichtig ist dabei die Erkenntnis, dass solche Technologieschübe viele Arbeitsplätze vernichten, aber dann noch viel mehr neue schaffen. – Doch irgendwann kommt für jede neue Technik der Lebensabschnitt der Rationalisierung, des Abbaus von Arbeitsplätzen. Zum Ausgleich ist ein neuer Technikspung nötig (z. B. Erfindung und Einführung des Autos), sonst droht Dauerarbeitslosigkeit. – Das können wir schön seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts beobachten. Ich erinnere mich gut, als ich in Wertheim Bürgermeister war und 1980 plötzlich hörte, dass es nun eine Million Arbeitslose in der Bundesrepublik geben würde. Ich fand das so schockierend, wie das Durchbrechen einer Schallmauer. Langsam und kontinuierlich stieg diese Zahl dann im Laufe der folgenden Jahrzehnte bis auf damals unvorstellbare vier Millionen.

Schon 1970 war die Bundesbahn so wild entschlossen zu rationalisieren, dass sie auch die Höllentalbahn stilllegen wollte. Bis 1987 kämpften Anlieger und Nutzer für den Erhalt der Strecke, die schon 1936 bis Neustadt elektrifiziert worden war. Heute, im Zeitalter eines ständig überlasteten Straßennetzes, spricht niemand mehr von Stilllegung. Mehr Nahverkehr muss auf die Schiene, heißt es.

Vinzenz ist also rechtzeitig gestorben. Er hat den Untergang seines geliebten Fuhrmannsgewerbes nicht mehr erlebt. Wir wollen den Vinzenz und die Marie jetzt noch etwas persönlicher kennenlernen.

Vinzenz – der Fuhrmann

Als Vinzenz am 30.03.1839 in Löffingen geboren wurde, waren seine Eltern noch nicht verheiratet. Erst am 06.04.1843, als er vier Jahre alt war, hat dann sein Vater Johann Georg die Katharina Benz geehelicht. So etwas lässt zur damaligen Zeit immer auf ärmliche Familienverhältnisse schließen. Das Geld hat noch nicht gereicht, um einen eigenen Hausstand zu gründen. (Sich wie heute einfach eine Wohnung zu mieten und für alles das Sozialamt zahlen zu lassen; das war damals noch nicht möglich.) Mehr wissen wir von der Kindheit und Jugend unseres Vinzenz nicht. Allerdings habe ich einmal mit meinem Vater eine Verwandte, die Marie Heizmann, in Löffingen besucht. Sie war freundlich und bescheiden. Das folgende Bild zeigt sie vor dem Weltkrieg II bei einem Besuch in Heidelberg, als noch die Emilie gelebt hat. Denn die Emilie hat die Verwandtschaft mit den Löffingern gepflegt.

Eine Geschichte hat mir mein Vater einige Male erzählt. Der Vinzenz war oft mit seinem Fuhrwerk und seinen Rössern bis spät in die Nacht in den engen Schwarzwaldtälern unterwegs. Und da hat seine Frau Marie oft auf den Knien gebetet, dass der Vinzenz lebend und gesund wieder heimkommt. Und es war nicht ungefährlich. Mein Vater wusste auch von einem fehlgeschlagenen Raubüberfall. Einige Wegelagerer sind hinter dem Fuhrwerk her gerannt. Doch der Hund, es war ein kleiner, aber scharfer Spitz, hat laut und ununterbrochen gekläfft. Da haben sie dem Vinzenz nachgerufen: „Dim Hund häsch di Läbe z'verdanke." (Deinem Hund hast du dein Leben zu verdanken.) Mein Vater hat mir das so anschaulich geschildert, dass ich ein Leben lang der Meinung war, er hätte den Vinzenz und insbesondere die auf Knien betende Marie mit eigenen Augen

gesehen. Doch es muss ihm seine Mutter oder die Großmutter selbst erzählt haben. Denn der Vinzenz war acht Jahre vor der Geburt meines Vaters gestorben.

Im Wochenendhäusle von Marax (Schwester meines Vaters) und ihrem Mann Jus in Heiligenbrunnen (liegt auf Gemarkung Titisee) ist an bevorzugter Stelle eine schöne, schlicht gerahmte Bleistiftzeichnung vom Vinzenz gehangen. Meine Mutter hat sie immer wieder bewundert. Ein Zeichner aus der berühmten Malerfamilie „Modersohn“, wenn auch keiner mit einem der bekannten Vornamen, hat das Bild 1890 angefertigt. Wahrscheinlich hat er im Bären übernachtet und dann in Naturalien bzw. mit künstlerischer Arbeit bezahlt.

Der Vinzenz war damals 51 Jahre, kaum vier Jahre später ist er gestorben. „Knitz“ aus den Augenwinkeln schaut er uns und den Zeichner an. Ein wissendes, leichtes Lächeln umspielt seinen Mund. Mit seinem Backenbart, seinem „Käppli“ und seinem schelmischen Gesicht ist er ein Original der Spitzwegzeit (Carl Spitzweg † 1885). Ein Menschenfreund und einer, der den Menschen misstraut; so mustert er uns aus den leicht zugekniffenen Augen. Er ist wirklich gut getroffen. – Als ich einmal meine Cousine Verena in Paris besuchte, überreichte sie mir etwas, das in schönem Geschenkpapier eingepackt war. Als ich es öffnete, war es dieses Bild von Vinzenz. Ich war völlig überrascht. Zum einen, dass überhaupt noch etwas aus dem Nachlass von Marax und Jus übrig geblieben war (dazu später mehr), zum anderen, dass sie ausgerechnet mir dieses schöne Familienstück schenkte. Es war für mich eine riesige Freude.

Das Bild hängt nun auch bei uns in Schönbrunn an bevorzugter Stelle und ist auf der nächsten Seite zu sehen.

K. Madsen
20. August 91.

Zwei Eigenschaften zeichneten die Marie und den Vinzenz aus. Sie waren außergewöhnlich fleißig und tief religiös. Die heutige Pfarrkirche von Neustadt, auch Münster genannt, wurde ab 1897 errichtet. Für diese Kirche haben der Vinzenz und die Marie die beiden Figuren gestiftet, die das folgende Foto zeigt. Sie wurden in den großen Figurenbogen mit Kreuz und Inschrift eingefügt, der das ganze Mittelschiff überspannt (weitere Bilder). Die Neustädter Bürger haben damals 75 % der Bau- und Ausstattungskosten für ihr großes neugotisches „Münster“ durch Spenden aufgebracht.

Knappbad, Höhenluftkurort.

Diese „Gründerzeit“ (1871 – 1914), nach der Gründung des Zweiten Kaiserreichs von 1871, war wirtschaftlich eine goldene Zeit, die Epoche eines lang anhaltenden Aufschwungs. Adenauer beschreibt es in seinen „Erinnerungen“ so: „Mein Erinnern geht weit zurück. Als ich im Jahre 1894 in meinem ersten Semester die Universität Freiburg besuchte, schien alles gefestigt zu sein auf dieser Erde. Niemand konnte die Erschütterungen voraussehen, die während der nächsten Jahrzehnte eintraten. Um die Jahrhundertwende war das Deutsche Reich die stärkste Landmacht, Großbritannien die stärkste Seemacht der Welt, Europa war das politische und wirtschaftliche Kraftzentrum der Erde. Die Vereinigten Staaten hatten kein nennenswertes Heer, keine beachtliche Flotte, sie waren noch nicht in die Weltpolitik eingetreten.“[1]

Die Katholiken waren innerlich gefestigt aus dem Kulturkampf mit Bismarck und Preußen (1871 – 1880 / 1887) hervorgegangen. Politisch waren sie durch das erstarkte „Zentrum“ im Reichstag und in vielen Landtagen vertreten. Überall in den katholischen Gegenden wurden aufwendige neue Kirchen gebaut. Das war im Schwarzwald, im badischen Frankenland, aber auch im katholischen Münsterland so. Manches stilechte gotische oder barocke Gotteshaus musste einem Neubau im Stil des Historismus weichen.

Der Historismus war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Spätfolge der deutschen Romantik. Wurde in der Aufklärung des späten 18. Jahrhunderts noch vom „finsteren Mittelalter“ gesprochen, so wendete sich das Blatt Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Romantik, die es ausgeprägt nur in Deutschland und England gab, machte daraus das „herrliche Mittelalter“. (Mittelpunkt der Hochromantik von 1804 bis 1815 war Heidelberg.) Das führte dann zur Neugotik als Baustil und Kunstrichtung. Auch andere historische Stile wurden, wenn auch nicht so umfangreich, „erneuert“ (Neuromanik, zweites und drittes Barock usw.). Dafür gibt es die Bezeichnung „Eklektizismus“, was soviel heißt wie „willkürliche Auswahl von Elementen aus alten Stilarten“.

Die Stadterweiterungen der Gründerzeit wurden geschlossen in diesem Historismus erbaut. Die Heidelberger Weststadt, in der später mein Urgroßvater Georg I (1841 – 1914) lebte, ist dafür ein klassisches Beispiel. Heute hält bereits der Denkmalschutz seine Hand über diese Gebäude, obwohl sie in meiner Generation (noch) nicht als schön empfunden und nicht anerkannt wurden. Die Bahnhöfe sind in dieser Zeit mit Vorliebe im Stil der Neorenaissance erbaut worden. Zurückgedrängt wurde der Historismus durch den Jugendstil, kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Überlebt war er mit dem schnörkellosen Bauhausstil, nach dem Ersten Weltkrieg.

Vinzenz und Marie erlebten diese Gründerzeit als wirtschaftlich gute Jahre. Bei der Geburt eines Kindes sollen sie jedes Mal eine große Suppenschüssel mit Goldstückle gefüllt und für das Neugeborene als erste Ersparnis beiseite gestellt haben. Und tatsächlich haben sie all ihren Kindern eine gute Ausbildung zukommen lassen. Von Emilie und Anna zeigen die Akten, dass sie auf dem „Töchter-Institut“ der Benediktinerinnen vom Heiligen Kreuz in Cham am Zuger See in der Schweiz waren. Möglicherweise ist auch die Älteste, die Marie dort gewesen; allerdings ist dies nicht aktenkundig. Nah bei Cham liegt der Wallfahrtsort Einsiedeln. Dahin sind „die vom Bären“ öfter gewallt. Georg II grüßt auch auf Postkarten von dort. Meine Mutter hatte in ihrem Wertfach im Wohnzimmerschrank noch einige Devotionalien (Heiligenfigürle) von Einsiedeln. – Dem Karl wurde von seinen Eltern Vinzenz und Marie ein Studium der Tiermedizin finanziert. Auf alle werden wir später zu sprechen kommen.

[1] Adenauer, Konrad, Erinnerungen 1945 – 1953, S. 7 f.

Vom Vinzenz und von der Marie besitze ich auch zwei große Ölgemälde. Mein Cousin Hans-Dieter hat sie mir nach dem Tod seiner Mutter geschenkt. Darüber habe ich mich sehr gefreut. Sie sind sehr naturalistisch und sicherlich nicht von großem künstlerischem Wert. Im Unterschied zur Modersohnzeichnung haben diese beiden Bilder meiner Mutter nie gefallen. Doch ich finde, dass sie uns einen wirklichkeitsnahen und unmittelbaren Eindruck der beiden Personen vermitteln. Der Vinzenz wird in den besten Jahren gezeigt. Er war klein und kräftig. Und auf dem Bild macht er einen zupackenden und willensstarken Eindruck.

Nach der Familienüberlieferung waren Vinzenz und Marie gute, liebevolle Eltern. Doch der Vinzenz hat sich überschafft. Mit 55 Jahren ist er an einem Herzinfarkt gestorben. Seine Tochter Emilie war gerade 15, seine Frau 49 Jahre alt.

Nicht nur die Marie, auch die Emilie hat gut vom Vinzenz gesprochen. Das zeigt ihr Gedicht „Vaterliebe“, das sie ihm nach seinem Tod gewidmet und in ihrem Tagebuch niedergeschrieben hat.

Vaterliebe!

Der Mutterlieb’ zum Preis und Ruhm
Ist schon manch Lied erklungen
Warum wohl nie ein Dichtermund
Von Vaterlieb gesungen?
Es liegt der Liebe reichster Quell
Im treuen Vaterherzen.
Es teilet mit den Kindern auch
Wie Mutter Freud und Schmerzen.
Ich hab an meines Vaters Brust
So heiße Lieb genossen
Daß mir die Lust am Leben schwand
Als sich die Augen schlossen.
Wie mich das Schicksal auch gehetzt,
Mich bracht um Treu und Glauben;
Im Heimatland, mein Heiligtum,
Das konnt mir keiner rauben.
Die Sehnsucht zieht mich jedes Jahr
Zurück zu seinem Grabe
Und immer fühl’ ich es aufs neu,
Was ich verloren habe.
Ich würde wieder weltversöhnt,
vergäße Gram und Schmerzen,
Wenn ich noch einmal weinen könnt’
Am treuen Vaterherzen.

Marie – die Wirtin auf dem Bären

Mein Vater hat seine Großmutter, die Marie gut gekannt, geliebt und öfter von ihr gesprochen. Er war auch viel im Bären. Und er erzählte, dass er dort mit seiner Mutter eine Zeit lang wohnte und in Neustadt in die Volksschule gegangen ist. Das passt, denn im Jahre 1909 wurde Georg II von Waldshut nach Sinsheim an der Elsenz versetzt. Und das war für die Emilie sicher eine willkommene Gelegenheit, solange in den Bären zu ziehen, bis in Sinsheim die Dienstwohnung am „Karlebuckel“ frei wurde. Nach Sinsheim ist sie nicht gern gegangen.

Mein Vater, der Schorschel, hat in seiner Kindheit und Jugend einige Streiche vollführt, die in die mündliche Familieüberlieferung eingegangen sind. Wir werden später mehr von ihm hören. Doch im Bären ist er in dieser Zeit des Öfteren heimlich an einen großen Hafen mit Honig gegangen. Der ist in dem langen Flur des dritten Stocks (zweites Obergeschoss nach außerbadischem Sprachgebrauch) ganz hinten versteckt und hoch oben in einem Regal gestanden. Süßigkeiten gab es damals für Kinder selten. Immer wieder ist der kleine Schorschel irgendwie an dem Regal nach oben gestiegen und hat

sich einen Finger voll Honig zum Abschlecken geholt. Und dann kam das Malheur. Der Schorschel ist mitsamt dem großen Honighafen herunter gefallen. Honig war wertvoll und das Unglück so groß, dass ich die Geschichte immer wieder einmal in meiner Kindheit hörte, wenn wir in unseren Ferien am Bären vorbeigegangen sind. Das war oft der Fall; und ich habe jedes Mal mit einem wehmütigen Auge das Gebäude betrachtet und mit ihm Freundschaft geschlossen.

Das folgende Bild ist das Ahnenbild in Öl von Marie I, meiner Urgroßmutter. Es hing an bevorzugter Stelle in der Wohnung von Emilie und Georg II, wie Fotos zeigen.

Die Marie hat immer, auch im Unterland, Schwarzwälder Tracht getragen, außer ab und zu in jungen Jahren, wie auf den folgenden Bildern zu sehen ist.

Marie II und Marie I

Das Bild zeigt von links: Emilie, Marie I, Anna, Karl – Marie II fehlt

Marie I hat ab dem Tod von Vinzenz im Jahr 1894 die Kinder allein groß gezogen und für ihre gute Ausbildung gesorgt. Darüber hinaus hat sie den Gasthof und den Fuhrbetrieb bis 1912 weiter geführt. Das war eine unglaubliche Leistung.

Foto aus einem Album von Hans

Marie musste tapfer sein. Als Vinzenz starb, war sie 49 Jahre alt. Ihre Tochter Marie war gerade 20 Jahre, Emilie 15, Karl 14 und Anna 6 Jahre.

Doch es kam noch härter. Der Sensenmann, der Tod, ist in diesem Haus bald ein und aus gegangen.

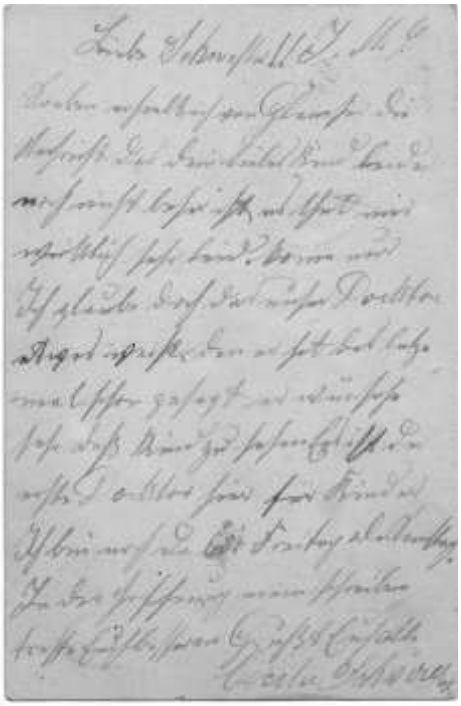
Vinzenz und Marie hatten vier Kinder. Vinzenz hat den frühen Tod von keinem seiner Kinder erlebt:

- Vinzenz starb am 10.01.1894 im Alter von 55 Jahren an einem Herzinfarkt.
- Marie II. ist am 19.06.1874 geboren und mit 28 Jahren am 10.12.1902 an Nierenentzündung gestorben. Das war kurz nach der Geburt meines Vaters (15.11.1902). Sie war noch ledig.
- Emilie, meine Großmutter ist am 07.01.1879 geboren; sie starb 1947.
- Karl ist am 19.03.1880 geboren und am 05.04.1904 mit 24 Jahren an einer Lungenentzündung gestorben. Er war Student der Tiermedizin und ledig.
- Anna ist am 28.01.1888 geboren und mit 23 Jahren am 16.07.1911 an Nierenentzündung gestorben. Auch sie war noch ledig.

Nur meine Urgroßmutter Marie ist 78 Jahre und meine Großmutter Emile 68 Jahre alt geworden. Es drängt sich die Vermutung auf, dass die aus Löffingen nicht so gesund und zäh waren wie jene von den Viertäler Höfen.

Die Krankheiten der Kinder bereiteten Marie I. oft Sorgen. Schon 1889 schreibt Cecilie, die Schwester von Marie, eine Postkarte. Sie arbeitete damals wohl in Freiburg.

Postkarte von Cecilie Schwörer (Winterhalterhof) an ihre Schwester Marie (Urgroßmutter); die Karte trägt zwei Poststempel, nämlich die Aufgabe am 30.07.1889 in Freiburg und die Ankunft am 31.07.1889 in Neustadt Schwarzwald



Tod und Jungfrau / Holzschnitt aus dem Heidelberger Totentanz

Frau Marie Heitzmann (Anm.: erstaunlich ist, dass die Cecilie den Namen Heizmann mit „tz“ schreibt)
Hotel zum Bären
Neustadt
Schwarzwald

Liebe Schwester!
Soeben erhielt ich von Glemser die Nachricht das[s] dein liebes Kind leider noch nicht besser ist. Es thut mir wirklich sehr leid. Komme nur. Ich glaube doch das[s] unser Doktor etwas weiß. Den[n] er hat das letzte mal schon gesagt er wünsche sehr das[s] Kind zu sehen. Er ist der erste Doktor hier für Kinder. Ich bin noch da bis Freitag oder Donnerstag. In der Hoffnung mein Schreiben treffe euch besser an.

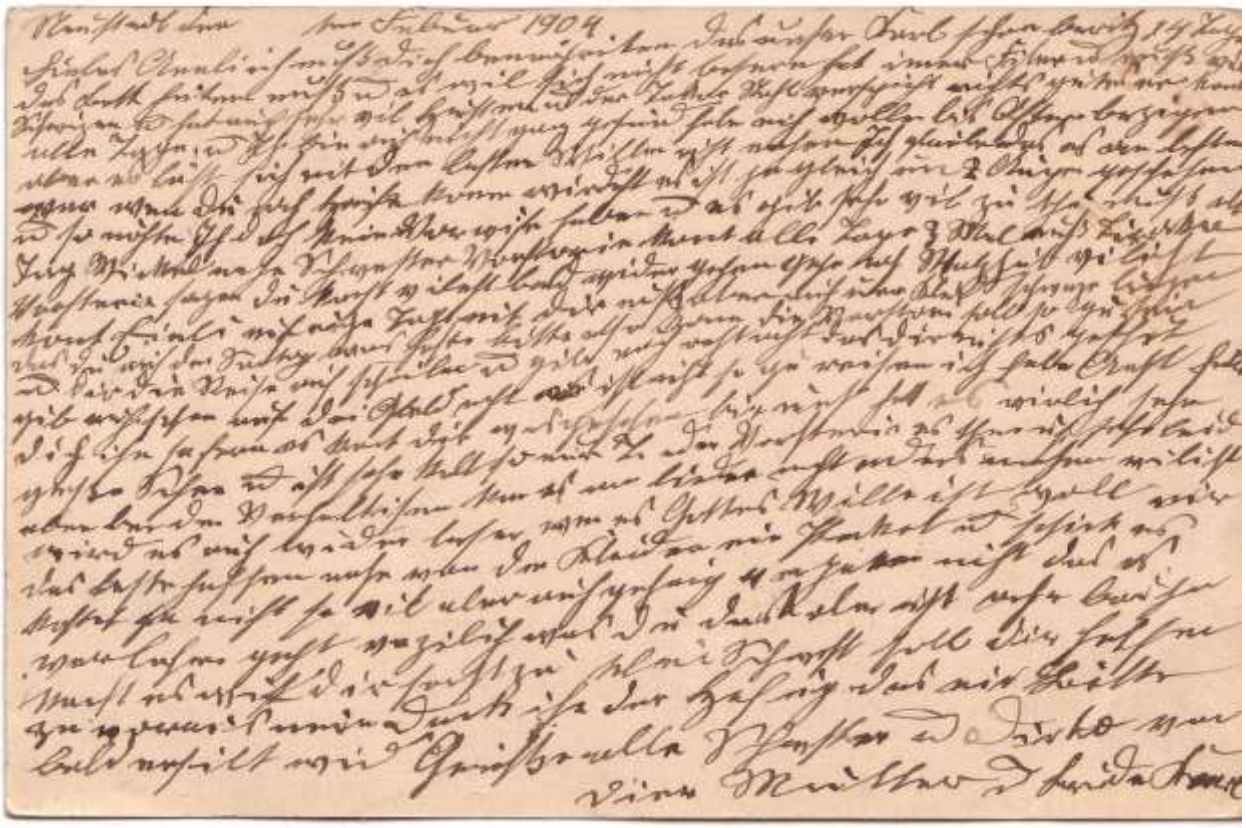
Grüßt Euch alle Cecilie Schwörer

Um welches Kind es sich handelt, ist nicht zu erkennen. Marie II starb jedenfalls 1902 an Nierenentzündung.

Der Karl wurde dann Anfang 1904 schwer krank. Bevor er am 05.04.1904 gestorben ist, hat Marie I. ihre Tochter Anna aus dem Töchter-Institut in Cham als Hilfe zu sich gerufen. Auch das erzählt eine Postkarte.

Postkarte von Neustadt im Schwarzwald nach Cham (Kanton Zug, Schweiz) abgesandt in Neustadt am 19.02.1904 Ankunft in Cham am 20.02.1904

Man beachte den schönen, korrekt gesetzten Schweizer Poststempel. (Der Unterschied hat sich bis heute erhalten.) Außerdem war die Post schnell:
Abgang in Neustadt am 19.2.1904, Eingang in Cham am 20.02.1904



(Äußerst schwer lesbarer Text)

Fräulein Anna Heizmann
Im Institut zum Heiligkreuz
bei Cham Schweiz

Neustadt den ten Februar 1904

Liebes Anneli ich muss dich benachrichtigen, dass unser Karl schon bereits 14 Tage das Bett hüten muss und es will sich nicht bessern. Hat immer Fieber und muss viel schwitzen und hat auch sehr viel Husten und der Doktor Stahl verspricht nichts Gutes. Er kommt alle Tage und ich bin auch nicht ganz gesund. Habe mich wollen bis Ostern bezwingen, aber es lässt sich mit dem besten Willen nicht machen. Ich glaube, dass es am besten wär, wenn du nach Hause kommen würdest. Es ist ja gleich um zwei Augen geschehen und so möchte ich doch keine Vorwürfe haben und es gibt sehr viel zu tun. Muss alle Tag Wickel machen. Schwester V [?] kommt alle Tage drei Mal.
Lasse Vorsteherin sagen du kanst vielleicht bald wieder gehen. Gehe nach Waldshut, vielleicht kommt Emilie auf einige Tage mit dir. … die Vorsteherin soll so gut sein und dir die Reise aufschreiben und gib auch recht acht, das[s] dir nichts geschieht. Es geht nicht anders. …. sage [?] der Vorsteherin es thut uns sehr leid, aber bei den Verhältnissen kann [ich] es leider nicht anders machen. Vielleicht wird es auch wieder besser, wen[n] es Gottes Wille ist. Wollen wir das beste hoffen. Mach von den Kleidern ein Paket und schick es, kostet ja nicht so viel. Aber auch gehörig verpacken; nicht, dass es verloren geht. … zu voraus mein Dank i(h)n der Hofnung, das[s] meine Bitte bald erfilt wird
Grüße alle Schwestern und Dirko [= Direktorin?] von deiner Mutter und Bruder Karl.

Aus den Akten von Hans, dem Bruder meines Vaters, ergibt sich, dass Karl fünf Wochen später an Lungenentzündung verstorben ist.

Anna, die Jüngste, ist dann 1911 an Nierenentzündung gestorben. So viele Verluste musste unsere Familie nie mehr, auch nicht in den beiden Weltkriegen hinnehmen. Die großen Kriege haben wir glimpflich überlebt.[2]

Erst 1912 ist dann die Marie mit 67 Jahren zur Familie ihrer Tochter Emilie nach Sinsheim gezogen. Das ist in den Familienakten sehr gut festgehalten. Zum einen ergibt es sich aus einem Aktenauszug des Jahres 1932 über rechtliche Auseinandersetzungen mit den Käufern des Bären, dem Gastwirt Josef Scherrer und seiner Ehefrau Marie geb. Kienzler. Diese hatten für den Kauf von 1912 neben einer Anzahlung lange Zahlungsziele. Den größeren Teil zahlten sie dann in der Inflation von 1922. Damit ist vom wahren Wert des Bären weniger als die Hälfte (nur 40%) übrig geblieben. Die Marie und die Emilie wurden Opfer der Inflation, die damals so viele Vermögenswerte des deutschen Mittelstands vernichtete. Wie Adenauer so schön oben schreibt, dachten um die Jahrhundertwende alle, das Glück und der Wohlstand würden ewig währen. Doch zwei Jahre später, 1914 begann der Erste Weltkrieg und veränderte die Welt, vor allem Europa. Das Ende des Bären als ein Anwesen unserer Familie beschreibt der folgende Aktenauszug aus den Unterlagen meines Vaters.

Aktenauszug. Heidelberg, den 4.2.32[3]

Die rechtlichen Grundlagen der Sache gehen bis zum Jahre 1912 zurück. Frau Vinzenz Heizmann Ww. Maria geb. Schwörer hatte damals die Absicht, das Gasthaus zum Bären in Neustadt zu verkaufen, und sie trat daraufhin auch durch Vermittlung von Herrn Notar Pfreundschuh mit Liebhabern in Verbindung. So mit Herrn Karl Müller in Neustadt. Im Jahre 1912 wurde am 30. Mai mit Gastwirt Josef Scherrer und seiner Ehefrau Marie geb. Kienzler in Neustadt ein Kaufvertrag abgeschlossen, dessen wesentlicher Inhalt folgender ist: Der Kaufpreis betrug 65.000.- RM. Die Summe von 8.600 RM war sofort zu zahlen, der Rest mit 56.400 RM war zum Teilbetrag von 40.000 RM mit 4 ¼ % und zum Teilbetrag von 16.400 RM mit 4 ½ % vom 1.Juli 1912 ab in ¼ jährlichen Raten zu verzinsen oder[4] eine Sicherungshypothek an dem verkauften Grundstück sicher zu stellen.

Die erste Summe mit 8.600 RM wurde der Tochter Emilie geb. Heizmann, Ehefrau des Notars Dr. Pfreundschuh zum Eigentum überwiesen und war an diese zu zahlen. Die Restsumme war bis 1. Juli 1922 unkündbar. Von da an galt ½ jährliche Kündigung. Frühere Abzahlung wurde gestattet, jedoch nur in Beträgen von mindestens 500 RM. Bei Rückständigkeit mit mehr als 2 Zinsraten oder bei Zahlungseinstellung aus irgendeinem Grunde auf Seiten der Käufer hat die Gläubigerin das Recht, die ganze Restforderung mit ¼ jährlicher Frist zu kündigen. Eingetragen wurden ein Wohnungsrecht und Hypotheken.

Die übrigen Bestimmungen entsprechen den in solchen Kaufverträgen üblichen. Am 10.10.22 zahlte Scherrer plötzlich, vielleicht auch infolge kleinerer Streitigkeiten, in der Hauptsache aber infolge der Inflation die dort noch anstehende restliche Hypothekenschuld von 42.000 RM nebst Zinsen zurück. Er hatte auch eine Schuld wegen Heu zu entrichten, diese wollte er aber, wie er damals schrieb, später leisten. Aus diesen Umständen ist zu schließen, dass es ihm in erster Linie darum zu tun war, auf

[2] Nur ein Familienmitglied ist umgekommen. Es war der Mann von Mechthild Faller. Dann sind noch der Burkhard und der Valentin aus Uissigheim im Zweiten Weltkrieg in Russland gefallen. Sie waren Vettern zweiten Grades (Nachgeschwisterkind) von meinem Vater Georg III (s. u. Stammtafel).

[3] Das Datum bezieht sich wohl auf die Ausfertigung des „Aktenauszugs“, nicht auf die Ausstellung der Originalurkunden. Denn die „Entscheidung“ des Amtsgerichts Neustadt erging am 23.11.1926.

[4] Möglicherweise muss es heißen: „und durch eine Sicherungshypothek“

dem möglichst billigen und üblichen Wege von seiner Hypothekenschuld frei zu werden. Am 13.10.22 schrieb Notar Pfreundschuh hierauf dem Herrn Scherrer, dass er die Zahlungen ablehne, da keine ordnungsgemäße Kündigungen erfolgt sei, zudem war er auch nicht in der Lage, das Geld alsbald entsprechend unterzubringen. Die obige Vermutung, dass Scherrer sich nur auf billigem Wege von der Schuld freimachen wolle, hat sich später bestätigt. Es fand nun weiter eine Korrespondenz statt, auf die näher einzugehen sich erübrigt.

Der nächste Schritt von rechtlicher Bedeutung ist erst wieder der Aufwertungsantrag des Notars Dr. Pfreundschuh vom 23.9.25 für seine Ehefrau, die Aufwertungsgläubigerin, beim Amtsgericht in Neustadt im Schwarzwald. In diesem ist zunächst der Tatbestand der Liegenschaftsbelastung und Schuldenzahlung ausgeführt und dann gemäß §§1,4,10 Ziffer 5 Abs.1 und Abs. 3, 15 des Aufwertungsgesetzes vom 16.Juli 1925 folgender Antrag gestellt:

1. Aufwertung der Hypothek von restlich 43.000 RM auf 25%, also auf 10.750 RM oder 10.759 GM.
2. Aufwertung der persönlichen Forderungen von restlichen 43.000 RM auf volle 100%, also 43.000 RM oder GM. Im Übrigen enthält der Antrag noch Bemerkungen über die Eintragung des Widerspruchs.

Am 28.12.25 erhoben die Eheleute Scherrer durch Rechtsanwalt Alfred Kopp in Neustadt im Schwarzwald, Einspruch gegen den vorigen Aufwertungsantrag und begründeten diesen eingehend nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten, insbesondere darauf, dass sich das Haus in einem sehr schlechten baulichen Zustande befinde, sodass außerordentliche Reparaturen notwendig sein, was den Wert des Gebäudes und auch die Höhe der Aufwertungsverpflichtung sehr beeinträchtigen würde. Der Gegenantrag ging dahin:

1. Die dingliche Forderung von 15 % aufzuwerten,
2. Die persönliche Forderung ebenfalls.

Hiernach hätten die Schuldner nur 6.399,88 RM zurück zu zahlen.

Es wird bemerkt, dass nach der bereffenden Aufwertung der reelle Wert des Hauses, so wie es übernommen wurde, nur auf 21.000 RM angesetzt ist, im Gegensatz zum oben angeführten Verkaufspreis mit 65.000 RM.

Der Gläubiger legte dem Gericht nun einen Nachtrag zur Anmeldung vom 23.9.25 vor. Es erübrigt sich, auf den Inhalt desselben näher einzugehen und es ist nur zu bemerken, dass gegen ihn von Rechtsanwalt Kopp in Neustadt am 19.2.26 gleichfalls Einspruch eingelegt wurde. Es erfolgte ein Schriftsatzwechsel: Gläubiger am 14. und 30.5.26, Schuldner am 5. und 9.6.26. Am 14.9.26 machte Rechtsanwalt Kopp selbst einen Vergleichsvorschlag an Herrn Notar Pfreundschuh mit 15.000 RM, teilte aber am 15.9.26 mit, dass ihm Frau Scherer erklärt habe, dass sie [= die Eheleute] mit jenem Vergleichsvorschlag nicht einverstanden sein, und dass Herr Rechtsanwalt Kopp keine Vollmacht hätte, diesen Vorschlag zu wiederholen.

Im weiteren Verlauf des Rechtsstreits wurde ein Gutachten über den baulichen Zustand des Anwesens zum Bären notwendig, und das Amtsgericht hat als Sachverständigen den Bezirksbaukontrolleur Kühn von Neustadt auf Vorschlag der Schuldner und mit Zustimmung der Gläubigerin aufgestellt. Dem Sachverständigen wurden folgende Fragen gestellt:

1. Verkaufswert des Gasthauses zum Bären im Jahre 1912
2. Jetztwert des Anwesens
3. Ob Reparaturen notwendig sind und
4. in welchem Umfang.

Er schätzte den Verkaufswert aufgerundet auf 50.000 RM (unter Berücksichtigung des baulichen Zustandes), den Jetztwert des Gasthauses (zur Zeit der Abgabe des Gutachtens am 16.10.26) auf 75.000 RM. Die Frage, ob Reparaturen notwendig wären, hat er bejaht. Er hielt einen Aufwand von zirka 10.000 RM auf jeden Fall für erforderlich. (Frage 4). Das Gutachten datiert vom 16.10.26. Der Gläubiger äußerte sich am 30.10.26 nochmals zum Gutachten und es erging dann am 23. November 1926 durch das Amtsgericht Neustadt, Aufwertungsstelle, folgende

E n t s c h e i d u n g

Die im Grundbuch von Neustadt Band 13 Heft 12 III. Abteilung lfd. Nr.1 zu Gunsten der Emilie geb. Heizmann, Ehefrau des Notars Dr. Georg Pfreundschuh in Heidelberg auf Grundstück Lgb. Nr.156, Eigentum des Gesamtguts der allgemeinen Gütergemeinschaft zwischen Josef Scherrer, Gastwirt und dessen Ehefrau Marie geb. Kienzler, eingetragen gewesene, am 5.Janurar 1923 gelöschte Sicherungshypothek für Restkaufpreis in Höhe von 56.400 RM wird auf 10.165,91 GM, die der Hypothek zugrunde liegende persönliche Forderung unter Einrechnung des Aufwertungsbetrages für die Hypothek auf 17.500 GM aufgewertet.

Die Kosten tragen die Parteien je hälftig.

Fassen wir die Erkenntnisse aus dem Aktenauszug zusammen. Der „Bären“ wurde 1912 für 65.000 Goldmark an die Eheleute Scherrer verkauft. Sie konnten aber nur 8.600 Goldmark sofort zahlen. Die Restsumme von 56.400 Goldmark wurden ihnen langfristig zu einem damals üblichen und somit niedrigen Zinssatz von 4 ½ bzw. 4 ¼ % bis zum Jahr 1922 gestundet. Doch 1922 erreichte die große Inflation, also die Geldentwertung, ihren ersten Höhepunkt. Musste man 1914 für einen Dollar noch 4,20 Mark zahlen, so waren es 1920 schon 99 Mark und im November 1921 bereits 270 Mark. Die Geldentwertung betrug 1918 zum Vorjahr 25 %, 1921 waren es bereits 65 %. Am 31.12.1922 erreichte die Inflation einen Höchststand seit Kriegsende. Es wurde die „Roggenbank“ gegründet. Sie gab „Roggenrentenbriefe“ heraus, die auf den Wert von Gewichtsmengen Roggen lauteten. Der Roggen sollte eine Zwischenwährung bis zum Übergang zu einer neuen, festen Währung sein. – Mit einer „Aufwertung“, wie sie der Aktenauszug schildert, sollten dann in etwa die Verluste und Lasten der Inflation zwischen den Vertragsparteien ausgeglichen werden.

Tatsache ist, dass die Emilie von dem Kaufpreis über 65.000 Goldmark neben den 8.600 Mark (ersten Rate), nur noch den Aufwertungsbetrag von 17.500 Mark erhielt. Statt für 65.000 Mark wurde der „Bären“ für insgesamt 26.100 Mark verkauft. Das entspricht einem Verlust von 60 %. Und es bleibt offen, ob die Kaufkraft von 17.500 Mark im Jahr 1926 auch der Kaufkraft von 17.500 Goldmark im Jahr 1912 entsprochen hat. – Dabei sind sie noch gut weggekommen. Wer Geld im Sparstrumpf oder auf der Bank hatte, bekam keine Aufwertung. Geld war einfach nichts mehr wert.

Von der Familie Scherrer befindet sich ein Bild im Fotoalbum meines Vaters. Sie haben den Bären nun fast 100 Jahre und machen es offensichtlich nicht schlecht. Mit Siegfried vom Winterhalderhof und meinem Patenkind Viktor bin ich dort auch schon eingekehrt. Mein Vater ist nie mehr hinein gegangen. Man hätte ihn womöglich gekannt und die Wunden des Rechtsstreits wären wieder aufgebrochen.

Die Familie Scherrer, Käufer des Gasthofs zum Bären

Die Zweite Quelle für die Ereignisse im Jahre 1912 ist eine Postkarte vom 31.05.1912. Die Emilie hat an ihren Ehemann geschrieben. Sie war gerade in Neustadt, räumte den Bären aus und bat ihre „Lieben“ um Hilfe.

Postkarte aus Neustadt von Emilie vom 31.05.1912

Herr Notar Dr. Pfreundschuh
Sinsheim a. E.
Baden

Meine Lieben!
Hoffe, dass also Georg sobald als möglich kommt, er wird dann wohl noch etwas helfen können. Die Leute brachten heute ihr Holz noch in den Schopf, Speicher und ich weiß nicht, ob ich soll Wagenleiter, Säulen und dergleichen herunter schaffen lassen. Es ist sehr schwer und ich denke, man wird es am besten oben lassen. Der Termin muss im

Echo [= wohl Zeitung] und Hochwächter [= ebenfalls wohl eine Zeitung] bekannt gemacht werden. Selbe soll 25. oder 26. stattfinden. Besorge Dich wegen Eisenbahnwagen, soll ich noch zwei aufgerichtete Betten mitbringen, weiß selbst nicht, was ich machen soll.
Gruß Emilie
Sprich mit (Name unleserlich), ob er die alterthümliche Kommode will. Grüße an Mutter und Kinder, ich komme bald wieder.

(Diese Karte ist recht aufschlussreich. Emilie ist im Bären in Neustadt. Dieser wird nun geräumt. Das entspricht auch den Angaben im Aktenauszug, wonach 1912 der Bären an die Familie Scherrer mit Kaufvertrag vom 01.07.1912 verkauft worden ist.

Die „Mutter“ (= Marie I) war, wie sich aus der Karte ergibt, schon in Sinsheim.

Georg II hat später (1923) seiner Schwiegermutter, der „Großmama“, in Gedichtform ein eindrucksvolles, kleines Denkmal gesetzt:

„Wenn fast all’ zu Ruh’ gegangen,
Mama auch vom Schlaf umfangen,
Dann muss ich vor allen Dingen,
Großmama zu Bette bringen.
Doch zuvor muss ich ihr sagen,
Dass die Uhr schon 11 geschlagen;
Denn das lässt sie sich nicht nehmen,
Und sie würd’ sich darob grämen,
Dürft’ sie nicht nach allen anderen
abends in ihr Bett erst wandern.
Nun, ich lass ihr dies Vergnügen,
Dürres Holz lässt sich nicht biegen.
Und das Alter muss man ehren,
Ihm so manchen Wunsch gewähren.
Ja, sie muss in Ehren halten,
Wer da kennt ihr treues Walten,
Wer es weiß, wie sie gelebet,
Der Familie Wohl erstrebet,
Sich Jahrzehnte musste wehren,
Dort in Neustadt auf dem „Bären“.
Vieles gab es da zu sorgen,
Spät am Abend, früh am Morgen.
Auch des Nachts musst’ sie oft schaffen,
Sich aus tiefem Schlafe raffen,
Wollt’ das Fuhrwerk auswärts fahren,
Zu befördern viele Waren,
Weil noch keine Bahnverbindung,
Von der Stadt zur Donaumündung.
Darob ich in Ehren halte
Diese gute, treue Alte,
Der ein bess’res Los beschieden,
hätten wir’s noch wie im Frieden.“

Diese Zeilen stammen aus einem langen Gedicht, das an die gut befreundete Familie Kirner gerichtet ist. Das ergibt sich aus der Anspielung auf Vater Kirner als „Postverwalter“. Die Mutter Kirner war mit der Emilie im Töchter-Institut in Cham, wie mir mein Vater erzählte und ich auf der Rückseite eines Fotos festgehalten habe. Das Gedicht ist überschrieben mit „Unsere Lieben!“. Als Datum heißt es „Neckargemünd, im

Februar 1923“. In diesem Monat, am 18.02.1923 ist dann die Marie plötzlich gestorben. Doch soweit sind wir aber noch nicht.

Auf diesem Bild vom Mai 1918 sind von links: Maria III (Marax), Mechthild auf dem Schoß von Georg II, vorn sitzend: links Karl-Heinz und rechts Hans, dahinter rechts neben Georg II lehnt Georg III, daneben Marie I in Tracht, ganz rechts sitzt Emilie mit Hermann auf dem Schoß. Die Traudel oder „s’ Bobbele“ wurde erst am 01.10.1919 geboren.

Mein Onkel Hans vermerkt in einer Ahnentafel bei Marie I „sehr resolut und gesund“. Marie I lebte also elf Jahre in der Familie ihrer Tochter im „Unterland“; zuerst in Sinsheim und ab 1920 in Neckargemünd. Sie war sehr fotoscheu und ist nur auf diesem Familiefoto zu sehen. Sie sitzt im Hintergrund (wohl wie Georg II auf einer Bank), hat wie immer ihre Tracht an und schaut weg. Sie fühlte sich jetzt wohl zu alt für Fotos.

Mein Vater hat erzählt, dass sie auch in Sinsheim immer ihre Schwarzwälder Tracht getragen hat. Er hatte als ältester und männlicher Enkel bei ihr eine bevorzugte Stellung. An Namenstagen, die bei katholischen Familien genauso oder noch mehr als die Geburtstage gefeiert wurden, durfte oder musste er zuerst gratulieren. Wenn die Schwester Maria III, die Zweitälteste, vorher gratulieren wollte, dann ist sie von der Großmutter abgewiesen worden: „Zuerst muss mir ein Bub und am besten der Schorschel gratulieren!“

„Ja, so Schwarzwald-Wiwer hän a ganz eiges Verhältnis zu de Mannslüt. Sie möge se, aber sie möge sich deswege noch lang nit unnerordne.“ Marie I. achtete streng auf die geschlechterbedingte Arbeitsteilung. Mannsleut’ in der Küche soll sie nicht geduldet haben, wie die oben genannte Anna Kistner noch wusste. Außerdem war der Anna eine „Dienstanweisung“ der Marie immer im Gedächtnis geblieben: „Herdäpfel müsset

g'schdmabert si." (Kartoffel müssen gestampft werden.) Marie und auch ihre Tochter Emilie sollen sehr gut gekocht haben. In einem späteren Gedicht klagt Georg II, wie wenig das Essen schmeckt, da die Emilie auf Reisen ist.

Die bevorzugte Stellung meines Vaters bei seiner Großmutter Marie hat sich noch in anderen „Vorrechten" gezeigt. Sonntags morgens durfte oder musste er ihr die hohen Schnürschuhe binden oder genauer gesagt „knüpfen". Und dann durfte oder musste er sie am Arm in die Kirche begleiten. Immer wieder hat er später berichtet, wie sie am Weihwasserkessel stehen geblieben ist. Und dann hat sie Weihwasser genommen, damit ein Kreuzzeichen gemacht und es auf den Boden gesprengt. Dazu hat sie den Namen eines ihrer lieben Verstorbenen genannt. Und das waren viele! Es bildete sich eine Schlange von Wartenden. Mein Vater, der kleine Schorschel, musste still und andächtig daneben stehen. Am Montagmorgen in der Schule wurde er dann von seinen Klassenkameraden gehänselt: „Sag emol, warum schöpft dei' Großmutter, die alt' Notarin, immer den ganze Weihwasserkessel leer?" In solchen Fällen schwankte mein Vater immer zwischen Unwohlsein über den Spott und stillem Stolz über die bevorzugte Stellung bei seiner Großmutter. Und so heißt es am Ende eines schönen Briefs von 1915 aus Uissigheim, den mein Vater als 13-Jähriger schrieb: „Viele Grüße an alle, besonders an Großmutter".

Als für Marie I im Februar 1923 im 78. Lebensjahr der Tod nahte, hat ihr Schwiegersohn Georg II noch einmal mit den folgenden Worten zu ihr gesprochen:

GEDANKEN ZUM SCHEIDEN

Großmütterlein, wir müssen jetzt bald scheiden,
die Tage Deines Lebens sind gezählt
Frohlocke! Du wirst frei von Erdenleiden,
und Gott hat für sein Reich Dich auserwählt.

Großmütterlein, bevor wir scheiden müssen,
laß uns noch einmal Aug' in Auge sehn,
laß mich noch einmal Deine Hände küssen,
vergessen sei, was Böses je gescheh'n!

Des Lebens Schicksal hat uns eng verbunden,
wir haben redlich Freud' und Leid geteilt,
wir wollen glücklich preisen alle Stunden,
die Jahre, die Du unter uns geweilt.

Mit Gott versöhnt und mit der Welt in Frieden,
so wirst Du in das Reich der Väter geh'n.
Ein vornehm Plätzchen sei Dir dort beschieden!
Großmütterlein, leb' wohl! Auf Wiedersehn!

Georg

Vaters Schwiegermutter Maria Heizmann
starb 1923 in Neckargemünd (= Anmerkung von Onkel Karl-Heinz)

Emilies Geschwister: Marie II – Karl – Anna

Schauen wir uns nun die Geschwister von Emilie an. Über die ältere Schwester Marie II weiß ich eigentlich nichts. Doch auch sie war ein hübsches Kind, wie die beiden folgenden Bilder zeigen. Heute hätten die drei Geschwister von Emilie wahrscheinlich nicht mehr sterben müssen. Aber damals gab es weder Penicillin noch andere Antibiotika.

Den Tod von Marie II hat mein Großvater Georg II schon miterlebt. Er war 1901 nach Neustadt gekommen und hatte am 22.02.1902 die Emilie geheiratet. Am 15.11.1902 ist mein Vater geboren und am 10.12.1902 die Marie II gestorben. Es waren traurige Weihnachten und Georg II hat das in einem Gedicht festgehalten.

WEIHNACHTEN 1902

Christnacht ist's – die Glocken tönen
Halleluja weit und breit,
Halleluja heut' der schönen
Gott geweihten Weihnachtszeit!

Weihnacht ist's. – Nicht jedem Herzen
kündet Freud' der Glocken Klang.
Herbes Leid und bitt're Schmerzen,
Grabgeläut und Grabgesang.

Füllt mit jedem Glockenschlage
einer Mutter schwere Brust!
- Dort den rauen Friedhof frage,
was ihr nahm des Lebens Lust!

Sie, die treu' für alle mühte,
jeden Eigennutzes bar,
die vor reinster Herzensgüte,
hilfreich, wo zu helfen war.

Die der Mutter treu zur Seite,
Haus und Hof mit Fleiß geschafft,
mit ihr Freud' und Leiden teilte,
hat der Tod hinweggerafft!

Weihnacht ist's. – Die Glocken schweigen:
- Stille, stille, heil'ge Nacht!
Mutter sieh', zwei Hände neigen
segnend sich vom Himmel sacht!

Still! – Marias Geist steigt nieder,
kündet uns die frohe Mähr':
Friede heut' Euch Lieben wieder,
weinet, weinet nicht so sehr!

Auf den Blick gen Himmels Höhen!
Hinter diesem Sternenzelt,
wo die fernsten Monde gehen,
winkt uns eine bess're Welt!

Nehmt's als Trost, dort darf ich thronen!
Frei von jedem Erdenleid,
wo die frommen Seelen wohnen
thront Marie in Ewigkeit!

Neustadt/Schw., 24. Dez. 1902
Georg Pfreundschuh

Die folgenden zwei Bilder zeigen Marie II.

Das zweitälteste Kind von Vinzenz und Marie I war meine Großmutter Emile. Ihrer Jugend ist ein eigener Abschnitt gewidmet. Dann kommt der Karl. Auch von ihm gibt es einige Kinder- und Jugendbilder.

Karl Heizmann

Der Karl wollte Tierarzt werden. Bilder aus der Studienzeit zeigen ihn als Verbindungsstudenten und feinen jungen Herrn. Er hat sich vom kleinen Burebüble zu einem sehr bürgerlichen, etwas überzogen „noblen Herrn“ entwickelt. Meine Tante Mechthild, die Fallerin, erzählte mir, er habe sich als Corpsstudent zu Tode gesoffen. Und wie als Beweis dafür hat sie mir dann sein Bierglas mit dem Zirkel seiner Studentenverbindung geschenkt. Das Todsaufen muss aber nicht stimmen. Denn die Fallerin hat hin und wieder Schauermärchen erzählt, die der Überprüfung nicht standhielten. Vielleicht war aber der Karl nicht so robust und hat Bier nicht so gut vertragen. Sicher war Karl kein Chorstudent; das jedenfalls hat die Fallern nachweisbar erdichtet. Der Zirkel auf seinem Bierglas zeigt nämlich, dass er wie ich einer katholischen Verbindung des CV (Cartellverband) angehörte. Karl und ich sind also Cartellbrüder. Corpsstudenten durften Katholiken gar nicht werden. Schlagende Verbindungen waren für sie verboten.

Jetzt wollen wir noch Anna, die Jüngste, anschauen.

von links: Anna, Emilie, Georg III (von einem verkratzten Fotonegativ auf Metallunterlage)

Die junge Emilie

Emilie war ganz offensichtlich ein kluges, aufgewecktes und auch keckes Kind. Das folgende Bild, das sie mit ihrer Schwester Marie zeigt, lässt das gut erahnen.

Emilie war eine Schwörer-Schönheit. Zum Glück sind uns einige Fotos von ihr erhalten.

Das nächste Bild ist nicht gestellt, sondern zeigt Emilie natürlich lächelnd im Garten ihres Elternhauses, des „Gasthofs zum Bären“.

Auch auf dem folgenden Foto trägt Emilie die Neustädter Tracht. Sie sitzt in der ersten Reihe ganz rechts. – Dann folgen zwei Bilder, die auch zeigen, dass Emilie eine ausgesprochen Schönheit war.

Die familiengeschichtliche Quellenlage zur Emilie ist insgesamt gut. Sie wurde am 7. Januar 1879 in Neustadt geboren und starb am 22. Januar 1947 in Ottenheim bei Lahr, also bei ihrer ältesten Tochter Maria (Marax) und deren Mann Julius (Jus).

Erinnern kann ich mich noch daran, dass ich von meiner Oma Emilie ein schönes Eimerle geschenkt bekommen habe. Er hat mich beeindruckt, weil er aus Zink war und wie ein großer Eimer für die Erwachsenen ausgesehen hat; also ein richtiger Eimer nur in Kindergröße. Das war ein schönes Geschenk in einer ganz schlechten Zeit (1945/46). – An sie als Person habe nur eine einzige Erinnerung. Es muss irgendwann im Jahre 1946 gewesen sein, bevor sie nach Ottenheim gegangen ist. Mit meinem Vater habe ich sie in ihrer Wohnung in der Heidelberger Vangerowstraße besucht. Sie hat mich nicht mehr erkannt, denn sie war schon verkalkt. Sie war ganz unsicher auf den Füßen. Meine Tante Mechthild, die auch dort wohnte, führte sie durch den Gang aufs Klo. Sie schimpfte, weil die Emilie schon wieder das Wasser nicht hatte halten können. Ich hatte Mitleid mit meiner alten, wackligen Oma. Das ist die einzige, bleibende Erinnerung an sie.

Dabei war die Emilie lebenslang eine ganz andere, nämlich eine tüchtige, eigenständig denkende, wohl auch eigenwillige Frau. Sie wurde von all ihren sieben Kindern als starke, aber sehr geliebte Mutter geschildert. Sie hatte feste Grundsätze und bekam dies durch ein hohes Maß an Achtung gedankt.

Als junges Mädchen war Emilie sehr idealistisch, religiös und nachdenklich. Das zeigt ihr Poesie- und Tagebuch, das ihr Sohn Hans aufgehoben hat und das mir von seiner Stieftochter Simone geschenkt wurde. Es stammt aus der Jugendzeit von Emilie. Die Gedichte sind zunächst undatiert. Die erste Zeitangabe ist der 02.01.1899, also kurz vor Emilies 20. Geburtstag. Das ist etwa in der Mitte des Büchleins (auf Seite 36 von insgesamt 60 Seiten). Das Tagebuch endet am 23.04.1906 mit dem traurigen Gedicht „Das sterbende Kind“. Es schildert ihren Schmerz, weil damals ihr drittes Kind an einem Wespenstich gestorben ist. Es war der einjährige „Karl-Heinz“. Ein späteres Kind bekam dann wieder den Namen Karl-Heinz.[5] Emilie war nun 27 Jahre alt. Sie hat in diesem Büchlein also über viele Jahre ihre Gefühle und Gedanken, ihre Ansichten und Wertvorstellungen niedergeschrieben. Und es waren prägende Lebensjahre zwischen fünfzehn (Tod des Vaters) und siebenundzwanzig (Tod ihres Kindes Karl-Heinz). – Im Unterschied zu den damals sonst üblichen Poesiealben hat in dieses Büchlein nur Emilie geschrieben. Es gibt keinen Eintrag von fremder Hand, alles stammt aus Emilie’s Feder. Das ist verständlich, denn die Aufzeichnungen sind sehr persönlich; so wie ein junges Mädchen sie nur seinem Tagebuch anvertraut. Durch ihr Poesiealbum, das zugleich ein Tagebuch ist, können wir gut hinter ihre schöne Stirn schauen.

Weitere Quellen zur Emilie befinden sich in den Familienakten meines Vaters und denen von Onkel Hans, die mir so freundlicherweise Simone geschenkt hat. Vieles über sie kenne ich auch aus den Erzählungen meines Vaters und meiner Patentante Traudel. Und schließlich besitzen wir umfangreiches Bildmaterial, schon von ihrem Elternhaus, ihren Eltern und den Geschwistern im „Bären“.

Ein großes Thema ihres Tagebüchleins ist, wie sollte es bei einem jungen Mädchen auch anders sein, die Liebe. Und damit beginnen auch ihre Aufzeichnungen.

[5] Emilie brachte 10 Kinder auf die Welt. Sieben sind groß geworden (siehe oben Stammtafel). Außer dem ersten Karl-Heinz sind noch die zu schwachen Zwillinge gleich nach der Geburt gestorben.

Liebesfreud und Liebesleid

„Ich hab dich lieb."

Wie war es doch so wundersam
Als ich im Wald, den Himmel über mir,
Der Wipfel Rauschen um mich her, von dir
Zum ersten Mal, beseligt es vernahm:
„Ich hab dich lieb!"

Nicht sprachst du's aus mit Worten laut,
Mir sagt es dein gesenktes Augenlid,
Der Lippen Zucken war's, das mir verriet,
Was ich in deinen Augen längst geschaut:
„Ich hab dich lieb!"

O sag es noch ein einzig Mal
Eh' unsere Wege auseinandergehn
Als Unterpfand für einst'ges Wiedersehn
Als Balsam sag es für des Scheidens Qual:
„Ich hab dich lieb!"

„Ich hab' dich lieb"

Wie war es doch so wundersam
Als ich im Wald, den Himmel über mir,
Der Wipfel Rauschen um mich her, von dir
Zum ersten Mal beseligt es vernahm:
„Ich hab' dich lieb!"

Nicht sprachst du's aus mit Worten laut,
Mir sagt es dein gesenktes Augenlid,
Mir Lippen Zucken war's, das mir verriet,
Was ich in deinen Augen längst geschaut:
„Ich hab' dich lieb!"

Oh sag es noch ein einzig Mal
Eh unsre Wege auseinander gehen
Als Unterpfand für einst'ges Wiedersehen
Als Balsam sag' es für des Scheidens Qual:
„Ich hab dich lieb!"

Genug geweint, wer eine eitle Hoffnung verliert.

Das Thema wird auf vielen Seiten aufgegriffen, dazu einige Beispiele:

Liebe

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größres nimmer giebt;[6]
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahr' wohl, fahr' wohl auf nimmerdar.
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt.

[Liebesglück][7]

Gesegnet, die vom schönen Triebe,
Gerührter Menschlichkeit beseelt,
Das heilige Gesetz der Liebe,
zum frommen Leitstern sich gewählt.

I. Hat dich die Liebe berührt
Still unterm lärmenden Volke,
Gehst du auf goldener Wolke,
Sicher vom Gotte geführt.

[6] „giebt" ist die alte Schreibweise. Emilie war sehr sicher in Rechtschreibung; bei Satzzeichen weniger.
[7] Die in [ ] Klammern gesetzten Überschriften stammen nicht von Emile, sie wurde zum schnelleren Verständnis eingefügt.

II. Nur wie im Träume umher
Lassest die Blicke du wandern,
Gönnst ihre Freuden den anderen
Trägst nur nach Einem Begehr

III. Schaust in dich selber verzückt,
möchtest dir hehlen vergebens,
Dass nun die Krone des Lebens,
Strahlend die Stirn dir schmückt.

[Liebe und Treue]

Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für sich allein;
Liebe kommt uns rasch entgegen,
aufgesucht will Treue sein.

Bei allen oft sehr schwärmerisch ausgedrückten Gefühlen war Emilie doch sehr zupackend und stand fest auf dem Boden der Tatsachen. Sie war ja ein Wirts- und Fuhrmannstöchterle, das von Kindesbeinen auf gelernt hatte zu wirken und zu schaffen. So schrieb Emilie „für junge Mädchen“:

Für junge Mädchen

Wenn im Garten schöne Blümlein sprießen,
Pflanzt man doch auch Rüben ein:
Die Maria zu des Meisters Füßen
Soll zugleich die Martha sein!
Mag das Herz für Ideale pochen,
Lerne Mädchen nähn', auch stricken, kochen!

———————

Lustige Leute begehen mehr Thorheiten
als traurige, aber traurige begehen desto größere.

[Liebe mit Verstand]

Ich glaube, daß es kein Bündnis giebt,
Bei dem so schnell die Freude endigt,
Als wenn man sich ohne Verstand verliebt
Oder sich ohne Liebe verständigt.

Lang finden wir wie gesagt in ihrem Tagebuch kein Datum. Die erste Angabe lautet „Den 2.I.99 E.H.“ Emilie hat also diese Zeilen wenige Tage vor ihrem 20. Geburtstag, dem 07. Januar 1899, verfasst und hinter das Datum ihre Initialen „E. H.“ gesetzt. Das deutet darauf hin, dass Emilie diese Verse selbst verfasst hat.

[Liebesschmerz]

Es blüht manche Blume
In tiefer, tiefer Schlucht,
Auch nicht einem zur Wonne,
Wo kein Mond, keine Sonne,
Und kein Auge hinschaut!
Muss sterben, verderben
Auf dunkelndem Plan,
Und wer klagt um die Arme,
daß Gott sich erbarme,
das sag Du mir an?

Es lebt manche Seele,
Die einsam auch verblieb,
Und in bitterem Schmerze,
Ach! Es bricht manch ein Herze,
Einem anderen zulieb -! -! -! –
Muss sterben, verderben,
Auf dunkelnder Bahn,
Und wer klagt um die,
daß Gott sich erbarme,
Das sag Du mir an?

Wie oft schon habe ich in stillen Nächten
Empor geschaut in die Sternenhöh,
Und gramerfüllt um mein ganzes Leben
Geweint aus bitterstem Herzensweh.

Doch bitterer viel mehr als alle Thränen,
Ist, was allmählich das Leben lehrt:
Daß alles Denken und Thun und Lassen
Sind kaum der eigenen Thränen wert.

Den 2. I. 99. E H

Viel Verzweiflung, ja Enttäuschung spricht aus diesen Zeilen. Wir müssen uns in die Lage eines 20-jährigen Mädchens am Ende des 19. Jahrhunderts versetzten. Es war so ganz anders als in unserer heutigen Zeit. Emilie hatte ihre Zeit im „Töchter-Institut HL Kreuz“ in Cham am Zuger See in der Schweiz hinter sich. Dort war sie in den Jahren 1896 und 1897. Und nun war sie wieder im Bären zu Neustadt und offensichtlich war weit und breit kein oder – besser gesagt – kein passender Liebhaber zu entdecken. Dabei war damals die Ehe die einzig angemessene und erstrebenswerte Lebensperspektive für junge Menschen – Mädchen wie Burschen.

Viele Einträge zeigen, wie im Denken und Fühlen von Emilie die Liebe vor allem auf die Ehe, die Gründung einer Familie und damit auf eine dauerhafte Lebensgemeinschaft mit einem Mann und Kindern hinstrebt. Dabei war damals den jungen Leuten noch sehr bewusst, dass viele Menschen aus den unterschiedlichsten, oft aus wirtschaftlichen Gründen nicht heiraten konnten. Nicht jeder nette Bursch kam dafür in Frage. Waren bisher ein Bauernhof oder ein durch die Zunftgesetze abgesichertes Gewerbe mit seiner „Gerechtigkeit“ die familiäre Lebensgrundlage, so wurde dies bei den „Bildungsbürgern“ der akademische Beruf. Und in diese neue gesellschaftliche Schicht strebten

„die vom Bären“, aber auch die vom Winterhalderhof mit Nachdruck. Doch dafür waren die Aussichten im kleinen Neustadt nicht besonders günstig. So sind einige Gedichte zu verstehen, die „das Entsagen“ behandeln.

Unter dem Datum vom 25. Mai 1900 kommt so ein gefühlsstarkes Gedicht mit der Überschrift „Lern entsagen!“ Emile hat immer noch nicht ihr endgültiges Glück gefunden. Sie will sich in ihr Schicksal fügen und es in Gottes Hand legen. Emile lernte unseren Großvater erst 1901 kennen. Dabei ist sie jetzt erst 21 Jahre; und sie wird mit 23 heiraten. Alle Aufregung war umsonst! Aber wie sagte oft noch ihre Tochter und meine Patentante Traudel, die selbst vier Töchter hatte: „Was über 20 is, is net zum Uffhewe.“ Und sie fügte dann für mich schnell hinzu: „Des gilt net für Buwe.“ Die sollten erst ihre Ausbildung abschließen, eine sichere Lebensgrundlage schaffen. In solchen Fällen verfiel sie gern in den Heidelberger Dialekt, den sie sonst für Düsseldorf abgelegt hatte. – Doch hören wir Emilie:

Lern entsagen!

Ich möchte es prägen tief in jedes Herz
Ich möchte es rufen laut auf allen Wegen,
O stell Dich kühn des Schicksals harten Schlägen
O biete Deine Stirne jedem Schmerz
In Freud und Leid, in allen Lebenslagen:
Lern entsagen!

Den süßen Himmelstrahl, Dein höchstes Glück,
Die goldne Hoffnung will ich Dir nicht rauben
Behalt dein Lieben nur, behalt den Glauben
Nur das Verlorene rufe nicht zurück!
Nach bunten Träumen magst Du immer jagen:
Doch lern entsagen!

Lenk zu den Sternen deinen kühnen Flug
Wird Dir gestillt Dein namenloses Sehnen?
Du weinst sie doch, der Täuschung bittre Thränen,
Zurück zum Staube reißt Dich Trug um Trug!
Den falschen Stern, der Dich empor getragen
Lern ihm entsagen!

O wag es doch, entsage nur einmal
Und wunderbar wird sich Dein Herz erheben
Entsagung ist das halbe Menschenleben
Sie ist ein Talisman in jeder Qual!
Die Menschenbrust kann Alles – Alles tragen
Kann sie entsagen!

Drum möchte ich grüßen Dich mit diesem Gruß:
O bete um Entsagung, willst Du beten,
Drum möchte ich hin zu jeder Wiege treten
Und leise sprechen mit dem ersten Kuß:
Willst Du Dein Leben an dein Leben wagen
„Kind lern entsagen!“

den 25. Mai 1900

O lerne selbst Dich überwinden!
Das ist der Tugend schönste Pflicht
Nicht wirst Du Ruh auf Erden finden,
Bezähmst Du Deine Triebe nicht.

Das beste Lebensregiment
Ist, wo Gefühl die Seele schwellt
Und die Vernunft das Ruder hält.

Fast auf den Tag genau zwei Jahre musste Emilie noch warten, bis sie am 22.02.1902 ihren Georg II heiraten konnte. Doch soweit ist es noch nicht. Schauen wir aber, was Emilie sich und uns zu Ehe und Familie zu sagen hat.

Ehe und Familie

Den folgenden Trost brauchte Emilie nicht. Sie schenkte später sieben gesunden Kindern das Leben. Doch die Verse zeigen gut die Lebensziele und den Lebenssinn einer jungen Frau in der damaligen Zeit.

Trost!

Scheint Mutterglück das Höchste Dir
Und ist Dir's nicht beschieden, -
O klage nicht! – Aus tiefstem Leid
Erblüht oft reinster Frieden!

Vor Deinem Blick liegt ja die Welt.
In sonndurchglänzter Weite, -
Wohlan! folg ihrer Schönheit Spur
In fröhlichem Geleite! –

Und heilt das Wandern nicht dein
Weh, - Es giebt ja viele Schmerzen.
Auf dieser Welt, - Oh heile sie
Mit gütig weichem Herzen! –

Und kann Dir dieses Alles doch
Ersetzen nicht das Eine, -
Dann bleiben nur die Thränen Dir!
In stiller Nacht, dann weine.

Immer wieder hat die Emilie auch geflügelte Worte, Sinnsprüche oder kurze Gedichte in ihr Tagebuch eingetragen. Sie zeigen uns ihr Arbeitsethos, ihr Verhältnis zu Ehe und Familie. – Hans hat in einer seiner Ahnentafeln einige Vorfahren mit einer knappen Anmerkung versehen (oben wurde von Marie I erwähnt: „sehr resolut und gesund“). Bei

Emilie steht: „dunkel [Haare], braune Augen, beste Mutter“. Und vom Mutteramt hören wir von ihr:

[Mutteramt]

Mutteramt Du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel stammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen.

Oh Mutterlieb: Du strenge Pflicht
Der Ewigkeit gehört dein Walten
Die Rechenschaft vergiss sie nicht
Lass deinen Eifer nicht erkalten.

[Feindliche Welt – friedvolles Haus]

Dem Ungestüm des rohen Dranges der Menge zu entgehen,
hat uns ein Gott den schönsten Port bezeichnet.
Im Hause, wo die Gattin sicher waltet, da wohnt allein der Friede,
den vergebens im Weitem Du, da draußen suchen magst.
Unruhige Mißgunst, grimmige Verleumdung,
verhallendes parteiisches Bestreben
nicht wirken sie auf diesen heiligen Kreis!
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück.
Und jeden Unfall mildert ihre Hand!

———————

Genieße was Dir Gott beschieden
Entbehre gern, was Du nicht hast
Ein jeder Stand hat seinen Frieden
Ein jeder Stand hat seine Last!

Die Frauen

Uns Frauen ward zum Tragen Kraft gegeben
Da schwere Sorgen uns und Weh belasten,
Da Leiden, die mit Sorgen nimmer rasten,
Mit Dornen stets umwinden unser Leben.

Dem Manne ward Genuss erreichtes Streben,
Derweilen wir ruhmlos, ruhlos, freudlos hasten.
Er schlägt darein, derweil wir zaghaft tasten
Ihn lockt der Sturm, vor dem wir scheu erbeben.

Doch scheinbar nur ward uns das Schlichte, Kleine
Was dunkel ihm, das können wir durchschaun
Mit leichter Hand vollbringen wir das Feine.

Wir sind es, die zart und stark das Nestchen bauen,
Wir sind für ihn das ewig Hohe, Reine;
Dies unser Lorbeer, dies das Glück der Frauen.

Was trauerst Du mein Herz? Gesteh,
Dich drückt das trübe Wetter,
Dich schreckt der erste Winterschnee
Dich schmerzen die fallenden Blätter.

Hast Du im Lenz nicht schon gewusst,
Wie kurz der fröhliche Sommer?
O zaghaft Herz in meiner Brust,
Werd weiser Du und frommer!

Im Herzensgrund pflanz edln Keim,
Wo ihn kein Herbst entblättert;
Fühl bei Dir selber Dich doch ein,
Wenn's draußen stürmt und wettert.

Und glaube, daß nach Gottes Rath
Sich Dein Geschick erfülle,
Wenn einst der Herbst zerstörend naht
Auch Deiner welkenden Hülle.

Weine! Nie entweiht die Thräne
Das erhabenste Gesicht;
Fühlen ist der Menschheit Ehre, -
Aber unterliege nicht.

Vielen Männern spricht Emilie sicher mit den folgenden Worten aus dem Herzen:

Schwer zu vertragen ist für eines Mannes Magen
Ein Weib, das niemals weiß, wie viel die Uhr geschlagen.
Er hat zur rechten Zeit nicht Früh- noch Abendschmaus,
Und Ordnung fehlt der Welt, weil sie ihm fehlt im Haus.

Sei zum Geben stets bereit,
Miß nicht kläglich Deine Gaben,
Denk in Deinem letzten Kleid,
Wirst Du keine Taschen haben.

Alles ist an Gottes Segen
Und an seiner Gnad gelegen
Über alles Geld und Gut.
Wer auf Gott sein Hoffen setzet
Der behält ganz unverletzet
Einen freien Heldenmut.

Mit Gott durch's Leben

Schauen wir noch weiter in Emilies Tagebuch. Nach der Liebe und der Familie behandeln die meisten Gedichte, Verse und Merksprüche Gott. An keine Heiligen, auch nicht an die Mutter Maria, nicht einmal an Jesus Christus, sondern stets unmittelbar an „Gott" wendet sie sich. Das begegnet uns wieder bei ihrem späteren Ehemann Georg II. Und es steht in einem auffälligen Gegensatz zu meinem gut katholischen Großvater mütterlicherseits, dem Jakob Geßner. Für ihn waren das „Hl. Herz Jesu", der Heilige Konrad von Parzham und andere wichtige Mittler zu Gott, zu denen er betete.

Emilie sucht ohne Umwege nur bei „Gott" Trost und Hilfe, aber auch Lebenssinn und Weltverständnis. Ein tiefes und gründliches Nachdenken über Gott und die Welt, über den Sinn des Lebens – das war für die damaligen Bürgerlichen, auch für meine Eltern und Verwandten, ein Grundbedürfnis. „In den Tag hinein leben", das war für meinen Vater dumm und verantwortungslos. „Kommt's der Tag, bringt's der Tag", damit verspottete er Leute, die nicht über den Tag hinaus dachten. Emilie hat nachgedacht, manchmal fast zu sorgenvoll für ein junges, hübsches Mädchen – aus heutiger Sicht! Doch sie wusste:

„Die wahre Weisheit kommt von Gott, ist in Gott, führt zu Gott und ruht in Gott."

Wenn du zu Gott willst beten
[:Geh in dein Kämmerlein:]
Gönn deiner Seele Ruh
Geh in dein Herzenskämmerlein
Und schließ die Thüre zu
Und sprich: Wie ich dich finden kann,
Mein lieber Gott, das lehr mir du.

O wär ich gut!

O wär ich gut und brennte doch mein Leben,
Als eine reine heilige Opferglut,
Dem Herrn, der Welt, dem Nächsten liebergeben,
In selbstvergessnem Tuhn! O wär ich gut!

O wär ich rein! In welchen schweren Kämpfen,
Ich betend rang – du weißt es Herr allein,
Du weißt, wie oft ich dich mit heißem Sehnen,
Inbrünstig flehte: „Herr, o mach mich rein!"

O wär ich stark – in dieser Welt der Schwachen
O wär ich groß in dieser kleinen Welt,
Voll edler Größe und voll heilger Stärke
Zu schützen den, der strauchelt, den, der fällt.

Ich bin nicht gut, nicht rein, nicht stark, noch edel,
Klein und gering und hab der Schwächen viel,
Doch eines weiß ich Herr – dass ich gestrebet,
So lang ich denken kann nach hohem Ziel.

Du Herr, du gabst mir ja den Seelenhunger
Du gabst mir auch o Gott mein dürftig Los

So will ich weiter, darben, streben, ringen -
Nicht der Erfolg, - das Streben macht mich groß.

Wie von selbst und ganz natürlich führt diese starke Religiosität zu klaren Wertvorstellungen und Tugenden.

Wie Gott will

1. Wie Gott will, wie Gott will
Sprech ich gleich früh am Morgen,
Wenn sich schon des Tages Sorgen
In den Sinn mir wollen drängen
Und wie Staub ans Herz sich hängen
Diesen halt ich dann entgegen
Jenes kleine Wort vom Segen
Daß[=s] ich früh schon flüstre still
Es geschehe wie Gott will.[8]

2. Wie Gott will, wie Gott will
Sprech ich in des Mittags Hitze
Wenn ich heiße Tropfen schwitze
Und des Lebens Last und Plagen
Kaum die müden Schultern tragen.
Doch ich denk: Thu ich das Meine
Thut mein Gott gewiß das Seine
Drum ist dieses Herz stets still
Will ich wirken, wie Gott will.

3. Wie Gott will, wie Gott will
Bete ich am Abend wieder
Ehe noch die müden Glieder
Sich zum sanften Schlummer senken
Hat mich viel auch heut gekränkt
Gieng [= ging] es nicht nach meinem Hoffen
Hat mich schweres Kreuz getroffen
Mein Gebet, es ist ganz still
Wie Gott will, wie Gott will.

4. Wie Gott will, wie Gott will,
Will ich voller Glaube sagen
Seh ich die zu Grabe tragen
Die ja schon seit vielen Jahren
Meines Lebens Stütze waren
Meines Herzens Trost und Freude
Doch in tiefstem Trennungsleide
Bet ich unter Tränen still:
Herr da nimm sie! – Wie Gott will.

Doch findet Emilie im Gottvertrauen auch Halt und Stärke. Früh hat Emilie Vater und Geschwister verloren. Hier sagt sie, wie sie es verkraftet hat.

Auf, auf gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht,

[8] Mir scheint, dass diese und andere Gedichte von Emilie stammen. Denn die Zeichensetzung ist sehr eigenwillig. In der Rechtschreibung war die Emilie sicher. – Auch der Inhalt spricht für Emilie (vgl 4. Vers).

Lass fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist Du doch nicht Regente,
Der alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente
Und führet alles Wohl!

Vielleicht sollten wir noch beachten, was in ihrem schwarzen Büchlein nicht erwähnt wird. Patriotische Gefühle finden keinen Niederschlag. Politik war Männersache. Dagegen erkennen wir eine gewisse Naturliebe und immer wieder scheinen liebevolle Gefühle zur Heimat durch. Allerdings dürfte ihr die tiefe Liebe zum Schwarzwald erst voll bewusst geworden sein, als sie ihn nicht mehr hatte und im Unterland leben musste.

Vieles in ihrem schwarzen Büchlein sind wohl eigene Gedanken von Emilie, die sie in Versform oder Prosa abfasste. Allerdings ist nicht zu erkennen, was von ihr stammt und was sie übernommen hat. Doch was in ihrem Büchlein steht, sind in jedem Falle ihre eigenen Wünsche und Ideale. Und sie hat das Büchlein für wert befunden, ein Leben lang aufzuheben. Und so ist es zu uns gelangt. Wir können die Gedanken und Gefühle, die Wertvorstellungen und Ideale eines jungen Mädchens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor unseren Augen aufsteigen sehen. Und wir können sie im Geiste auch mit den Vorstellungen junger Mädchen von heute vergleichen.

Wille zum sozialen Aufstieg

Emilie kommt aus dem „Bären“ und sie macht sich Gedanken über Herkunft und Stand, über den sozialen Aufstieg in einer noch weithin geburtsständisch geprägten Gesellschaft. Und so steht in ihrem schwarzen Büchle:

Wenn es ein Glück ist, von guter Herkunft zu sein, so ist es kein geringeres,
so geartet zu sein, daß man nicht danach fragt, ob ihr es seid oder nicht.

Wahrhaft große Männer sind immer einfach, -
Ihr Betragen ist immer ohne Kunst und Schmuck.

Daran ist viel mehr gelegen, daß Du Dich selber achten kannst,
als Du von anderen geachtet wirst.

Emilie drängt mit Macht in die neue bürgerliche Gesellschaft, die im 19. Jahrhundert mit dem Adel um Rang und Ansehen kämpfte. Bei all unseren Schwarzwälder Vorfahren ist der starke Willen zum gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufstieg zu spüren, viel stärker noch als bei unseren Franken. Das beginnt beim Taglöhnersohn Johann, dem Englandgänger. Es setzt sich fort beim Vinzenz und seiner Marie. Diese war zwar früh Witwe geworden, aber zum Glück keine unvermögende. So hat sie auch ihre Tochter Emilie gut auf das Leben, aber auch auf die Ehe vorbereiten können. Und so ist Emilie Mitte des Jahres 1896 mit ihrem Köfferle in die Schweiz, nach Cham am Zuger See zu den Schwestern vom Heiligen Kreuz gereist. Sie war gerade 17 Jahre alt, ihr Vater war zwei Jahre zuvor gestorben. Was sie in diesem „Töchter-Institut“ gelernt und wie erfolgreich und fleißig sie war, das zeigen ihre Zeugnisse. Eines war in den Familienakten meines Vaters, das andere in denen von Onkel Hans, die mir Simone anvertraut hat. Die „Hauswirtschaft“, kein Beruf zum Gelderwerb wurde hier erlernt.

CHAM, CANTON ZUG, den 30. März 1897.

Zeugnis

für

Fräulein Emilie Heizmann, Neustadt.

Haushaltungskurs I. Semester 1896/97

	Fleiss	Fortschritt
Religionsunterricht	erste	erste
Kochen	erste	erste
Waschen und Bügeln	erste	erste - gewachsen
Gartenkunde	—	—
Weibliche Handarbeiten	erste	erste - gewachsen
Zeichnen und Zuschneiden	erste	erste
Schriftl. Arbeiten Aufsatz Darstellung	erste	erste
Musik Zither	erste	erste
Französische Sprache	erste	erste
Italienische Sprache	—	—
Englische Sprache	—	—
Sittliches Betragen	erste	
Ordnung	erste	

Die Präfektin:

M. Cäcilia.

Bedeutung der Noten:
1 die beste,
4 die geringste.

Emilie hat sich in der Schweiz angestrengt, sie war in Fleiß und Erfolg (Fortschritt) überall die Erste [---], bei der kaufmännischen Buchhaltung [---] genauso wie beim Spielen und Schlagen der Zither. Und nun sollte sie in dem verschlafenen Städtchen Neustadt keinen passenden Mann finden? Nein, eine solche Tragik konnte nicht wahr sein! Und genau zu diesem Problem finden wir zwei aussagekräftige Lichtbilder in den alten Familiealben. Das erste zeigt Emilie und ihre Schwester in der Tanzstunde. Da offensichtlich bei den abgebildeten Burschen kein würdiges Exemplar dabei ist, spielt Emilie mit ihrer Nachbarin „verliebt“.

Marie II (= 3. von rechts) und Emilie (= 12. von rechts) in der Tanzstunde

Das nächste Foto zeigt Emilie auf einer Fasnachtsveranstaltung. Und hier schaut sie uns gar nicht lustig an. Nein, sie wirkt missmutig, um nicht zu sagen griesgrämig; allerdings scheint hier niemand wirklich lustig zu sein. Schwarzwälder, keine Pfälzer feiern. Außerdem sind offensichtlich nur Frauen abgebildet. Wo sind die Männer? – Emilie steht in der dritten Reihe ganz rechts (Hut mit großem weißem Schleier).

Fasnachtsfrauen in Neustadt – Emilie ganz rechts, dritte Reihe (Hut mit weißem Schleier)

Möglicherweise hat die Mutter Marie I schon zu Vinzenz Lebzeiten mit diesem zusammen das Töchter-Institut am Zuger See ausgesucht. Denn ganz in der Nähe liegt der Wallfahrtsort Einsiedeln. Er war, das wusste noch mein Vater, öfter das Ziel von Vinzenz und Marie I. Und wahrscheinlich haben sie bei einer dieser Wallfahrten auf der Hin- oder Rückreise die Einrichtung der ehrwürdigen Schwestern entdeckt und erkundet. Oben auf dem Zeugnis sind die ansehnlichen Kloster- und Lehrgebäude abgebildet. Wer im Internet stöbert, der findet in Cham und im nahen Dusnang noch immer die ansehnlichen Kureinrichtungen und Gebäude. Den Namen „Dusnang“ hat mein Vater immer wieder einmal erwähnt. Heute werden die Einrichtungen allerdings nicht mehr von Ordensschwestern geführt.

Mein Vater hat dazu öfters eine nette Geschichte aus seiner Kindheit erzählt. Die Emilie hat ihn mitgenommen nach Cham. Sie hat immer wieder einmal diesen Ort und vor allen ihre ehemaligen Lehrerinnen besucht. Da sie mit diesen ungestört plaudern wollte, durfte mein Vater, der kleine Schorschel, im Schul- und Klostergelände spielen. An

einem Gebäude war ein Gerüst für Renovierungsarbeiten. Da ist der Schorschel flugs hinauf geklettert. Das war auch wirklich interessant! Er konnte in einen erleuchteten Schulsaal blicken und sah darin lauter junge Mädchen sitzen. Im Klassenzimmer hat nun alles angefangen zu kichern. Und als sich die Nonne vorn an der Tafel deswegen umdrehte, hat sich der Schorschel schnell weggeduckt. Als man sich im Schulzimmer beruhigt hatte, schaute der Schorschel erneut nach, was drin geschieht. Das Kichern und Lachen hat wieder begonnen, bis der Schorschel entdeckt und fortgejagt wurde. Für meinen Vater war das nicht nur eine bleibende Erinnerung, sondern auch ein bemerkenswerter Lausbubenstreich. Vielleicht können wir uns bei unserer heutigen schulischen Disziplinlosigkeit gar nicht mehr vorstellen, dass damals so etwas eine „Frechheit“ gewesen sein soll; war es aber. Der Schorschel ist, wie er sagte, tüchtig ausgeschimpft worden und hat sich doch ein Leben lang über diesen Streich mit den netten Maidle am Zuger See gefreut.

Noch etwas ist aus dieser Zeit in unsere Familietradition eingegangen. Die Schweizer Schwestern hatten ein sehr gutes Verhältnis zu dem oberschwäbischen Pfarrer Sebastian Kneipp (1821 – 1897). Sie waren gelehrige Schülerinnen seiner Naturheilkunde und seiner Kalt-Wasser-Therapie. Wir können im Internet nachlesen, dass dort heute noch die Kneipp-Kuren praktiziert werden. Und ein altes Foto von Kneipp in einem unserer Familienalben aus dieser Zeit bestätigt, dass die Kneipp-Tradition von dort kommt.

Pfarrer Kneipp

Kneipp-Bücher gab es einige in unseren Bücherschränken; das Kneipp-Bad in Neustadt haben wir öfter von Titisee aus besucht. Mein Vater war nicht nur ein Kneipp-Anhänger, sondern auch ein Kneipp-Praktiker. Jeden Morgen hat er kalt geduscht. Und das hat er auch uns, seinen Buben, beigebracht. Selbst wenn es in den ersten Jahren der Nachkriegszeit immer wieder kein geheiztes Badezimmer gegeben hat, so wurde doch jeden Morgen eben „nur“ kalt geduscht. Ich staunte immer wieder, dass nach der ersten kalten Dusche vor dem Einseifen meine Haut leicht dampfte. So kalt war es. „Des is arg g’sund“, meinte dann mein Vater. Sonst wurde zuerst warm und dann kalt geduscht.

Die Bürgerlichen zwischen Adel und Bauernstand

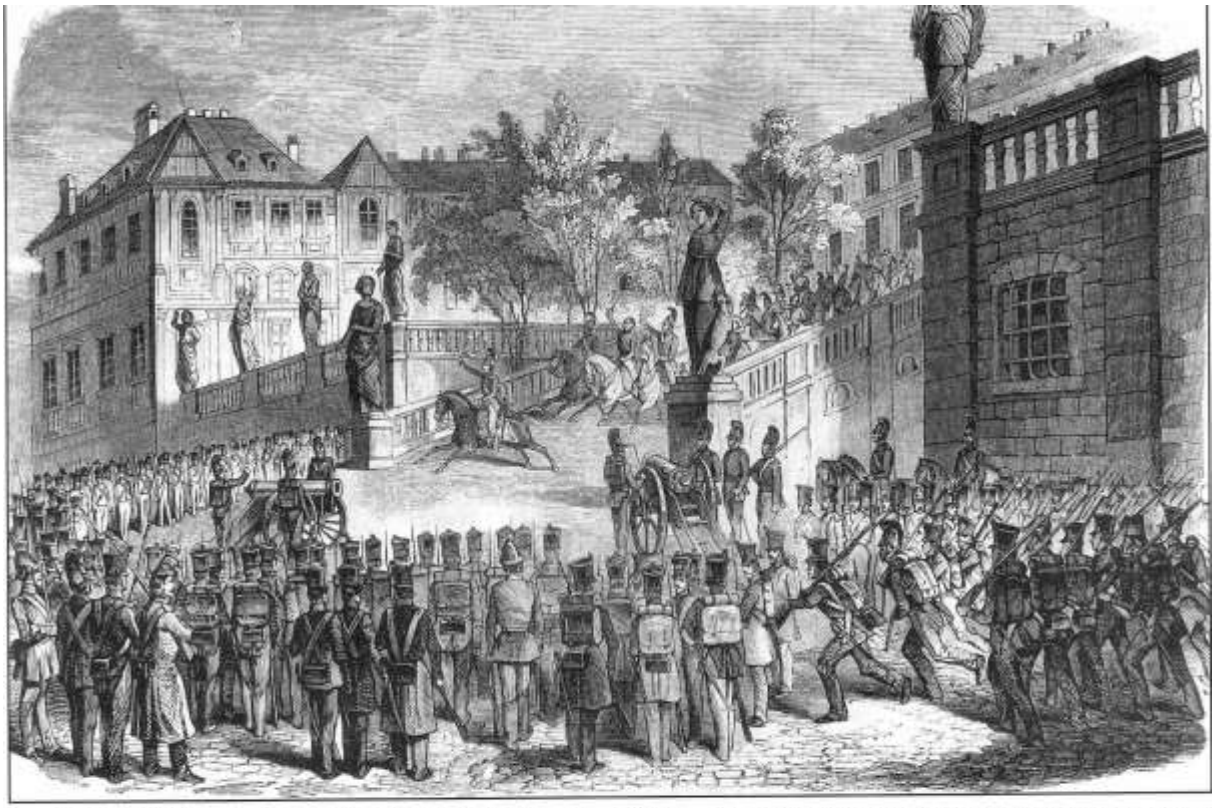
Meine Tante Mechthild, viel öfter aber meine Patentante Traudel haben erzählt, wie großen Wert die Emilie auf gutes Benehmen im Allgemeinen und gute Tischsitten im Besonderen gelegt hat. Wenn ich einmal den Löffel nach dem Umrühren in der Kakao-Tasse gelassen habe, dann wurde sofort gerufen: „Raus mit dem Blitzableiter!“. War mein Ellenbogen einmal auf dem Tisch, dann sagte meine Tante Traudel: „Was meinsch, was mei’ Mutter jetz’ g’macht hätt’?“ Und sie erklärte mir dann, dass in solchen Fällen die Emilie flugs den Kinderarm gepackt und so an der Tischkante her-untergezogen hat, dass der Ellenbogen elektrisierte. Heute ist mir klar, dass die Emilie jedenfalls nicht alles von diesen gehobenen, ja manchmal zu weit getriebenen Sitten von ihrem Vater Vinzenz oder ihrer Mutter Marie gelernt haben kann. Sicher waren hier die Schwestern vom Heiligen Kreuz besonders kenntnisreich und streng. Und die Emilie war ja bei den Nonnen die „Erste“. Sie hat deren Lehren verinnerlicht und ein Leben lang gelebt. Dank der Benediktinerinnen ist sie eine perfekte „Frau Notarin“ geworden.

Im geschichtlichen Zusammenhang betrachtet ist die Zeit zwischen 1849 (Badische Revolution, niedergeschlagen durch die preußischen Truppen) und 1918 (Ende der Monarchie) die Zeit des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufstiegs der neuen Bürgerlichen. Wir unterscheiden dabei zwischen den „Bürgern“ im Sinne der alten Ständeordnung (ständische Handwerker, alte Stadtbürger) und den „Bürgerlichen“ seit der Französischen Revolution (1789) bzw. ab dem 19. Jahrhundert (neue Bildungs- und Wirtschaftsbürger). Oft heißt es auch, die einen waren ein „Stand“ (Geburtsstand), die anderen sind nun eine „Klasse“ (Berufsklasse mit leichten Zugang und oft schnellem Abstieg, vgl. unseren Eduard Prinz). Der Adel wurde letztlich überflügelt.

Aber erst ab 1919, in der Weimarer Republik, wurde die Vorzugsstellung des Adels vollständig beendet (außer in der Armee). Ein Schwager meines Altvaters Eduard Prinz, der Hauptmann Ruppert, ist als Aufständischer in der Badischen Revolution 1848/49 gefallen (siehe unten Stammtafel bei „Geschwister von Georg II“). Wenn wir im Odenwald bei Hirschhorn an „Freischärlers Grab“ vorbeigewandert sind, dann erzählte mir mein Vater: „Einer unserer Vorfahren war auch Freischärler und ist in der Badischen Revolution gefallen.“ Das hat dann meine Fantasie unglaublich beflügelt. Der Haupt-mann Ruppert war in Rastatt bei der Kavallerie; und die badische Kavallerie meuterte am 13. Mai 1849. Sie schloss sich der Revolution an. Die Niederschlagung der Revolution durch die Preußen erfolgt schnell und gnadenlos. Etwas 6.000 Badener wurden in der Festung Rastatt eingeschlossen und mussten sich ergeben. Die preußischen Truppen blieben bis 1851 im Land, hohe Kriegs- und Militärkosten belasteten die Staatskasse. Noch zum Beginn des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 wird berichtet: „Die antipreußischen Gefühle in der Bevölkerung, welche die Besetzung des Landes 1849/50 durch Truppenverbände unter der Führung des oft geschmähten „Kartätschenprinzen“, des späteren Kaisers Wilhelm I., und die damit ver-bundenen Standgerichte noch längst nicht vergessen hatte, verflüchtigten sich aber mit den ersten deutschen Siegesmeldungen.“[9] Die „Kartätsche“ war eine üble Kanonen-munition, die nicht eine Kugel, sondern Streufeuer wie eine Schrotflinte verschoss.

Das folgende Bild ist aus: Hansmartin Schwarzmaier u.a., Geschichte Badens in Bilder, S. 237

[9] Schroeder, Klaus-Peter, „Eine Universität für Juristen und von Juristen“ – Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert, Tübingen 2010, S. 225



Am 13. Mai 1849 meuterte die Kavallerie in Rastatt. Der Versuch, den Aufstand einzudämmen, scheiterte. Die zur Niederschlagung angetretenen Soldaten sahen dem Ausbruch tatenlos zu, ein Teil schloß sich den Aufständischen an. Der Großherzog mußte aus Karlsruhe fliehen. Eine durch Wahlen legitimierte Regierung übernahm die Macht im ganzen Land.

aus: Schwarzmaier, Hansmartin u.a., Geschichte Badens in Bildern 1100 -1918, Stuttgart 1993, S. 237

Allerdings habe ich in unserer Familietradition nie etwas von Adels- oder Monarchiefeindlichkeit bemerkt, von Ablehnung der Preußen schon. Irgendwie war es ein friedlicher, fairer Wettstreit mit dem Adel. Mehr unbewusst als bewusst orientierten sich die neuen „Bürgerlichen“ an ihm und nahmen einiges von ihm zum Vorbild.

Bleiben wir einmal bei den feinen Tischsitten und den vornehmen Umgangsformen. Bei ihren Töchtern konnte die Emilie hier gute Erziehungserfolge erzielen. Bei ihren Söhnen, vor allem bei meinem Vater, war das schon anders. Insoweit war der Schorsch III fast schwer erziehbar. Zu den Tischsitten hatte er seine eigenen Vorstellungen. Was hat sich darüber meine Mutter ein Leben lang immer wieder aufgeregt! Das erste war der Löffel für die Soßen. Ein gut erzogener Mensch, und als solchen verstand sich auch meine Mutter, hat zumindest in der Gastwirtschaft (eigentlich aber auch daheim) den Suppenlöffel mit dem Suppenteller abgegeben. Doch für meinen Vater war das unpraktisch und falsch. Das Beste am zweiten, am Hauptgang war die Soße. Und die sollte er mit der Gabel löffeln? Nein, geht nicht! Dazu braucht jeder vernünftige Mensch einen Löffel. Daheim hat sich meine Mutter schließlich in ihr Geschick hineingefunden. Doch was passierte, wenn wir in einem besseren oder gar guten Lokal waren?

Dazu erinnere ich mich noch bestens an eine Szene im ansehnlichen „Neustädter Hof“ in Neustadt im Schwarzwald. Es war Anfang der 50er Jahre. Im Städtle war gerade ein großes Schwarzwälder Trachtenfest. Dazu gönnten wir uns, um das Vergnügen voll zu machen, ein gutes Mittagessen in diesem gutbürgerlichen Hotel direkt neben dem Bahnhof. Und als die Bedienung die Suppenteller einsammelte, fehlte bei meinem Vater der Löffel. Er hatte ihn schnell weggenommen und unter dem Tisch mit seiner Hand versteckt. Meine Mutter drehte die Augen zum Himmel und atmete einige Male tief

durch. Ich weiß es noch genau, mit welch großem Vergnügen mein Vater dann die viele, gute Soße von seinem Teller gelöffelt hat; und dann hat er sogar mir das Werkzeug geliehen, damit ich – in still genossenem Protest gegen unsere „vornehme“ Mutter – das gleiche tun konnte.

Das war besonders schlimm, weil das Lokal „gerappelt voll“ war. Am Nachbartisch hatte eine Familie in Schwarzwälder Tracht Platz genommen. Die Frauen hatten die gleiche Tracht an, wie sie oben auf einigen Bildern die Emilie trägt. Besonders süß hat meine Mutter ein ganz kleines Maidle in dieser Tracht am Nachbartisch gefunden. Sie hat auch andächtig und sehr sorgfältig gegessen. Meine Mutter hat uns Buben eigens darauf hingewiesen: „Guckt, wie schön die Kleine isst!“ Doch dann machte das Kind etwas, worüber meine Mutter unglaublich lachen musste und was sie mit fast allem versöhnt hat. Die kleine Krott schenkte sich ganz sorgfältig Apfelsaft in ihr Gläslein. Danach führte sie die Flasche ebenso sorgfältig zu ihrem Mund und schleckte den Tropfen, der beim Einschenken am Flaschenhals geblieben war, ab. Meine Mutter schlug vor Erstaunen die Hände zusammen und sagte: „Jetzt weiß ich, woher das kommt!“ Denn, liebe Kinder und Enkelkinder, staunt nur, genau das hat mein Vater zum Entsetzen meiner Mutter – allerdings nur daheim – in der Nachkriegszeit immer wieder getan. Er wollte einfach nicht, dass ein Tropfen, besonders bei einer Rotweinflasche, auf die Tischdecke „drielte“ (kleckerte). Doch das „Flaschenhals-Abschlecken“ war meiner Mutter so zuwider, dass er es schließlich gelassen hat.

Und wenn wir schon aus dem Nähkästchen plaudern, dann gehört da eine weitere „Unsitte“ meines Vaters dazu. Die hat er sicher nicht ausgeübt, wenn seine Mutter Emilie dabei war. Er konnte nämlich unheimlich gut seine Nase frei und ohne Taschentuch schnäuzen. Bei den Müllmännern in unserer Straße habe ich das auch des Öfteren gesehen. Sie drückten mit dem Daumen ein Nasenloch zu und schnäuzten dann mit einem schnellen Ruck den Auswurf aus dem andern Loch gezielt in die Hecken. Bei Spaziergängen konnten dann mein Bruder und ich bewundern, wie unser Vater das genauso gut konnte und sogar richtig weit schnäuzte. Danach hat er dann sein fast sauberes und noch ordentlich gefaltetes Taschentuch heraus gezogen und das Bissel, was noch da war, weggeputzt. Seine Frau Franziska ist dann jedes Mal fast in Ohnmacht gefallen; bis er schließlich auch diese „Urwüchsigkeit“, wie er es nannte, aufgegeben hat. – Und einmal musste meine Mutter ganz herzhaft lachen und winkte mit beiden Händen nur ab. Ich hatte mich nämlich – noch ein ganz kleiner Bub – bei einer Wanderung an einen Strassengraben gestellt und versuchte es meinem Vater gleich zu tun. Doch es blieb bei einigen ungekonnten Versuchen. Das ist nämlich gar nicht so einfach.

Die Brüder meines Vaters waren nicht so „urwüchsig“. Am ehesten schlug in dieser Hinsicht schon einmal der jüngste, der Hermann über die Strenge, am wenigsten der Hans. Und der Karl-Heinz war aus meiner Sicht und in diesen Sachen geradezu „angepasst“. Er war eben Lehrer, verstand sich als „Pädagoge“ und damit als Vorbild.

Wie ist es nun gekommen, dass ausgerechnet mein Vater, der Schorschel, so ein Spielverderber war? Heute, im Rückblick würde ich sagen, er hatte einen kräftigen Schuss Schwörer-Blut in den Adern. Und dazu ist er mehr als alle anderen zu den alten „Schwörer-Weibern“ auf den Winterhalterhof gekommen. Und er hat sich dort nicht nur sauwohl gefühlt, sondern auch viel „Praktisches“ mit heimgebracht. Immer wieder beeindruckte ihn die Katharina, der Ketter. Und sie soll, nachdem die „feinen Jahre in England und Amerika“ vorüber waren, im Alter langsam und immer mehr ein „Urviech“

geworden sein. Deswegen haben die Geschwister ihr den männlichen Namen „der Ketter“ gegeben. Die Traudel vom Hof und ich betiteln sie noch heute so, ganz ohne Nachdenken. „Der Ketter“ soll nicht nur – für Frauen unüblich oder „unmöglich“ – Pfeife geraucht, sondern auch sehr praktisch gepinkelt haben. „Ein Rolli mache“, hieß das dort und bei uns daheim. Das hat auf den Schorschel Eindruck gemacht. Er wusste zu erzählen, dass der Ketter, wenn er musste, in die Nähe vom Misthaufen gegangen ist, dort die Beine breit gestellt und etwas in die Hocke gegangen ist. Dann hat sie das „Rolli“ rollen lassen. Der lange weite Rock hat alles abgedeckt. Lebenslang war das für meinen Vater unvergesslich; er hat’s öfter erzählt, wenn wir auf dem Hof waren – und genau gezeigt, wo’s war. – Als ich meiner Frau Birgit das einmal erzählte, war sie nicht so erstaunt, wie ich erwartet hätte. „Ja, meinte sie, erlebt habe sie das nicht mehr. Aber auf den westfälischen Bauernhöfen, wo meine Mutter herstammt, haben sich die Frauen früher auch so erleichtert.“ Und westfälisch trocken setzte sie hinzu: „Vielleicht haben deswegen früher die Frauen lange Röcke und die Männer Hosen getragen.“ – Die anschaulichen Bilder des Niederländer Malers Pieter Bruegel (um 1525 – 1569) vom Bauernleben und den Bauernhochzeiten zum Beginn der Neuzeit lassen grüßen.[10]

Ja, wenn so die Welten oder Kulturen aufeinander prallen, dann kann man sich als Kind das heraussuchen, was einem am besten gefällt oder überzeugt. Und so sehr mein Vater seine Mutter verehrte und immer nur gut von ihr erzählte, so sehr war er sich doch sicher, dass er bei seinen urwüchsigen Verwandten im Schwarzwald, aber auch in Uissigheim viel für die Lebensbewältigung gelernt hatte. „Urwüchsig“ und „Urwüchsigkeit“ waren lebenslang bei ihm Lieblingsbegriffe. Auch seine Großmutter Marie, die ihrer Herkunft, ihrem Stand und ihrer Schwarzwälder Tracht lebenslang treu geblieben ist, hat ihn in dieser Hinsicht wohl mehr durch ihr Verhalten als durch ihre Worte bestärkt. (Alles Erziehen hilft nichts, die Kinder machen uns doch alles nach.) Ähnliches gilt für seinen Großvater Georg I aus Uissigheim; doch zu ihm und seinen urwüchsigen Sprüchen kommen wir später.

Der junge Notar von gegenüber

Kehren wir zurück zur jungen Emilie und ins Jahr 1901. Die Mutter Marie führte das Regiment, die drei Töchter und vielleicht auch der Karl halfen ihr dabei. Der „Bären“ zu Neustadt befindet sich in bevorzugter Lage an der Hauptstraße, neben dem etwas vornehmeren Gasthof „Alte Post“ und genau gegenüber dem Notariat.

Dorthin war am 22.08.1901 der junge Rechtsreferendär[11] Dr. Georg Pfreundschuh aus Heidelberg versetzt worden; ein Unterländer, wie jeder an seiner Sprache sofort hören konnte. Er war jung und schlank, nur ein klein wenig größer als die Emilie, aber doch fünf Jahre älter. Er musste etwas auf seine Gesundheit achten, denn zu Beginn seiner Studienzeit war es schon einmal so krank gewesen, dass seine Eltern um sein Leben fürchteten.

Da hatte er in Neustadt Glück! Er musste nur über die Straße und schon war er im „Bären“ bei kräftiger Mahlzeit und äußerst hübscher Bedienung. Und es dauert nicht

[10] Sehr aufschlussreich dazu: Elias, Norbert, Über den Prozess der Zivilisation, 2 Bd., Bern 1969; Elias gilt als einer der bedeutendsten Sozialwissenschaftler des 20. Jahrhunderts

[11] „Rechtsreferendär“ hieß in Baden der heutige „Rechtsassessor“, also Volljurist nach dem 2. Examen. – zum Datum 22.08.1901: Stadtarchiv Neustadt, Jahrgang 1899 – 1906 No. 1203 (Vermerk Familienakten)

lang, gar nicht lang, da machte er, für die gestandene Mutter Marie nicht zu übersehen, der Emilie den Hof. Marie hat sich sicher – wie es damals üblich und zeitgemäß war – den jungen, schnell verliebten Notar von gegenüber sehr genau angeschaut. Denn damals heirateten nicht Personen, es heirateten Familien.

Über den jungen Liebhaber und sein Feuer unterrichten uns bestens die damals von ihm verfassten Gedichte. Mit ihnen beginnt der von meinem Onkel Karl-Heinz zusammengestellte und 165 Seiten starke Band „Vaters poetische Sendung“. Auch der Emilie war womöglich der junge Georg etwas zu stürmisch. Denn sie ließ ihn wissen, dass sie „eigentlich“ ins Kloster gehen wolle. Dazu findet sich zwar nichts in ihrem schwarzen Poesie- und Tagebüchlein. Im Gegenteil! Doch nicht nur als Schutzmaßnahme, vielleicht auch als Ansporn scheint diese Mitteilung gut gewesen zu sein. Denn Georg griff geradezu verzweifelt zu Feder und verfasste am 12.09.1901 das folgende Gedicht.

AN FRÄULEIN EMILIE

Du willst der Welt entsagen,
willst kerkern fest Dich ein!
Du willst den Kampf nicht wagen
um Erdenglück und Pein?

Dein Herz soll nie empfinden,
daß es noch Herzen gibt,
die Seele nie ergründen,
wie glücklich, wer geliebt?

0, Du hast ganz vergessen,
daß Gott ein Herz Dir schuf,
o, Du hast nie ermessen,
wie göttlich Dein Beruf.

In Treu' und Lieb' zu hangen
an eines Gatten Brust,
dort liebend zu empfangen
der Mutter Freud' und Lust!

Neustadt, 12. September 1901

Die Emilie muss ihn erhört haben, denn einen Tag später schickt er ihr bereits sein:

G E B E T
AM MORGEN DES 13. SEPTEMBER 1901

Soll ich's allein noch tragen
wie glücklich ich nun bin?
darf ich's denn niemand sagen,
was tief im Herzen drinn!

0 doch, ich darf's vertrauen
Dir, Schöpfer, ewig wahr,

Du mußt herniederschauen
auf Deine Kinderschar.

„Gib, Herr, uns Deinen Segen,
so es Dir fromm gemeint!
Auf allen Lebenswegen
Sei’n wir in Dir vereint!"

Meiner lieben Milli

Georg

Gefühlvoll auch das folgende Gedicht vom 18. September 1901.

MEINER LIEBEN MILLI!

So ließ ich jüngst das Vaterhaus
Und alle meine Lieben,
in fremdes Land zog ich hinaus,
vom Schicksalsschlag getrieben.

"Verlassen!-" Ach, ich fühlt' es bald,
wie das der Mensch empfindet
in einer Welt, so fremd und kalt,
wo keine Liebe bindet.

Wo mir kein Herz, das mich versteht,
wenn's Schicksal Sorgen sendet,
wenn meine Seele sturmdurchweht,
kein Mund ein Trostwort spendet.

- Da schaut' ich Dich, Dein liebend Bild,

- Fortuna stieg hernieder, -

in Deinen Äuglein wundermild
hatt' ich die Heimat wieder!

In Deinem Herz die Liebe all',
die je die Welt gegeben,
in Deiner Seel' den Widerhall
von innerst' eig’nem Leben.

Neustadt, 18. Sept. 1901
Von Deinem getreuen
Georg

OFFENBARUNG

Nun bist Du mein; denn ich hab' ganz gelesen,
was in des Busens Tiefen ruht:
Die Seele rein, von ird'scher Lust genesen,
das Herz getreu, so wahr, so gut!

Nun bin ich Dein: denn Du hast mich verstanden,
daß wahres Glück der Himmel gibt,
wenn frei von Erdenlust und Erdenbanden
die Seele nur die Seele liebt.

Nun sind wir uns, vereint durch höh're Triebe,
- ein Gott hat unsern Bund gekrönt:
Den Bund, wo Treue, Glaube, Hoffnung, Liebe
in reinster Harmonie versöhnt.

Meiner lieben Emilie zur frdl. Erinnerung an eine schöne Abendstille von ihrem Georg

MEINER LIEBEN MILLI

Veilchen, komm und laß uns freuen,
laß uns wieder glücklich sein! -
In des Lebens schönstem Maien,
warum da so ganz allein?

Sieh', hier an des Rheines Strande
winkt Dein Heim Dir einzig traut!
Hast Du wo im Badnerlande
so ein lieblich Heim geschaut?

Komm, ich will Dir alles geben,
was Dein Herz, Dein Geist erfreut!
Komm, mein ganzes junges Leben
ist nur Dir, mein Lieb, geweiht!

Was frag ich denn nach Geld und Gut,
Dein Herz, es ist ja mein,
Dein treues Herz, so wahr, so gut,
gilt mehr als Edelstein.

An Deinem Herzen trag' ich gern
der Erde Weh und Qual,
es leuchtet stets als holder Stern
mir hier im Erdental.

Laß mich mit Dir, mein Kind,
bald teilen alles Sein,
und wenn's mal trübe Stunden sind,
blick' ich ins Herz Dir ein!

Von da an ist alles ganz schnell, ja stürmisch abgelaufen. Bereits im Oktober 1901 beehren sich die Frau Marie Heizmann, Witwe und der Postsekretär Pfreundschuh mit Frau die Verlobung ihrer Kinder Emilie und Georg anzuzeigen.

Die Verlobung ihrer Kinder Emilie und

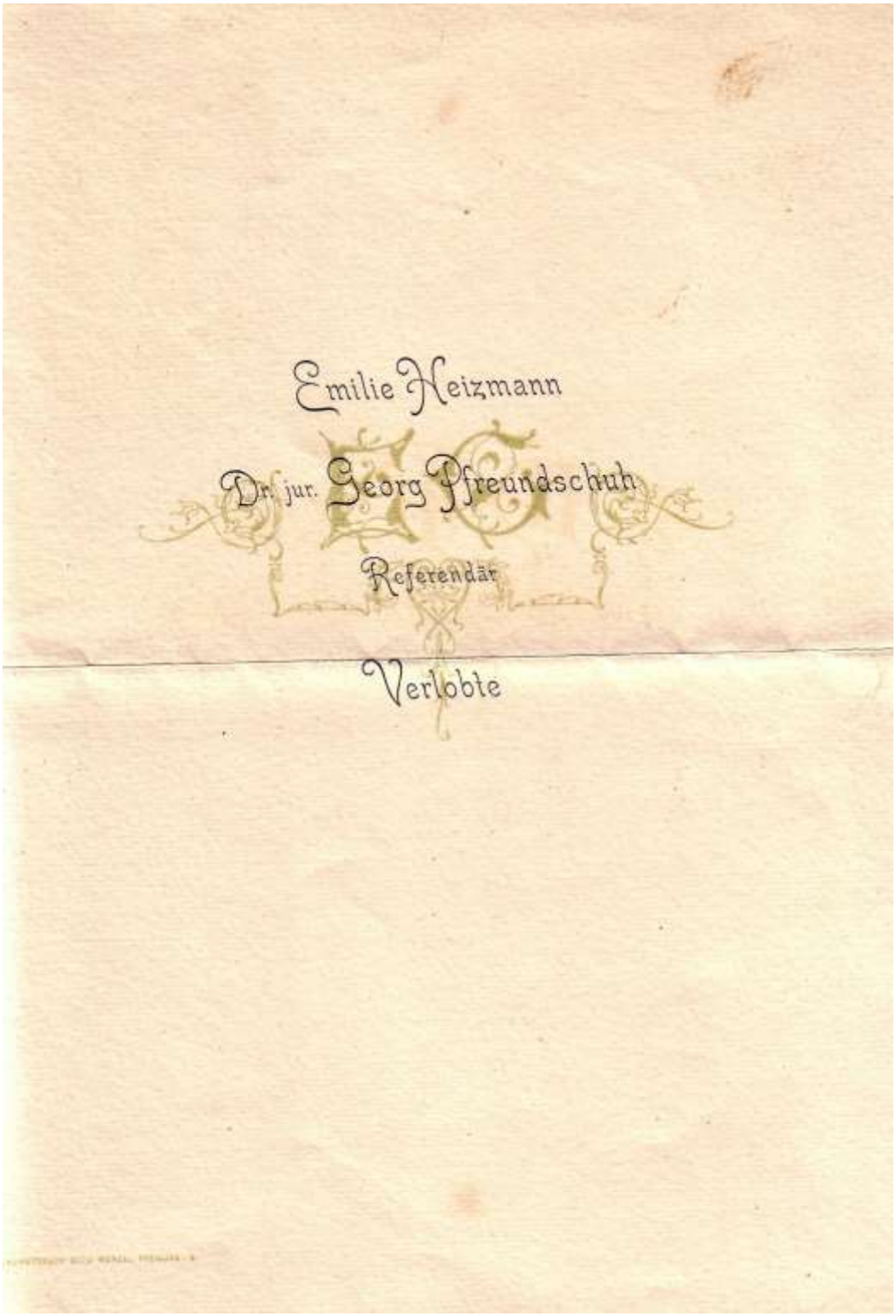
Georg beehren sich anzuzeigen

Neustadt und Heidelberg

im Oktober 1901.

Frau Marie Heizmann, Witwe

Postsekretär Pfreundschuh und Frau



Vier Monate später, am 22.02.1902 fand dann in der badischen Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe die Eheschließung statt. Auf der Hochzeitsreise soll ein Bauernbursch im Zug die Emilie mit großen Augen und offenem Mund unentwegt angeschaut haben. So e' schön's Maidle hatte er wohl noch nie gesehen. Das soll unseren Großvater höchst erzürnt und eifersüchtig gemacht haben. Unter Schimpfen sei er mit seiner jungen Frau in ein anderes Abteil umgezogen, wie der Onkel Karl-Heinz erzählte. Aus Kartengrüßen wissen wir; die beiden reisten über Ulm und Augsburg nach München, in die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Bayern.

Und schon am 15.11.1902 ist dann in Neustadt im Schwarzwald mein Vater Georg III auf die Welt gekommen. Das folgende Schmuckfoto zeigt ihn und wurde an Verwandte, Freunde und Bekannte verschickt.

Georg III

Mit der Bärenwirtin zusammen wollen wir nun fragen, wen die Emilie da in Windeseile eigentlich geehelicht hat.

Der junge Georg II

Elternhaus und Jugend im Musebrotviertel?

Der Georg II ist auf die Welt gekommen, als das Zweite Kaiserreich, das Bismarckreich, gerade drei Jahre alt war, und zwar 1874 in Rastatt. Seine Eltern waren der Georg I aus Uissigheim im Badischen Frankenland und die Hermine geb. Prinz aus Rastatt, „wo die Festung ist“, wie es im „Badner Lied“ heißt. Sie lebten nach der Heirat (31.10.1872) zunächst in der Heimatstadt von Hermine. In Rastatt sind die Söhne Georg II (* 29.4.1874), Albrecht (* 16.7.1876) und Hermann (* 8.8.1877) geboren; die Tochter Anna (* 20.4.1883) ist dann in Heidelberg auf die Welt gekommen. In Heidelberg wohnte die Familie die längste Zeit, ab 1878. Georg II lebte 44 Jahre im Großherzogtum Baden bzw. im Bismarckreich, nur 12 Jahre erlebte er die Weimarer Republik († 1931).

Georg II als Erstkommunionkind

Die Kindheit und Jugend bis zum Berufseintritt hat Georg II in der Heidelberger Weststadt verbracht. Diese hieß damals und heißt bei echten Einheimischen noch heute „Musebrotviertel“. Denn hier wohnte das neue Bürgertum, die Bürgerlichen, die sich morgens Mus auf’s Brot leisten konnten. Der Stadtteil liegt südlich des frühren Hauptbahnhofs (südlich der Bahnhofstraße) und ist begrenzt durch die Bahngleise, die aus dem Königsstuhl-Tunell[12] zum heutigen Hauptbahnhof führen. Die Weststadt ist fast genau so groß wie die Heidelberger Altstadt. Sie wurde in der Gründerzeit (1871 – 1914) aus dem Boden gestampft. Heidelberg hat zwischen 1871 und 1914 seine Einwohnerschaft verdoppelt. Der einheitliche Baustiel des „Historismus“ prägt bis heute das ganze Viertel, und es ist immer noch ein typisch bürgerlicher Stadtteil.

So habe ich das immer gehört und mir vorgestellt. Doch dann habe ich entdeckt, dass die Heidelberger Universitätsbibliothek alle vorhandenen Heidelberger Adressbücher des 19. Jahrhunderts ins Internet gestellt hat. Das war zunächst eine Freude. So konnte ich feststellen, dass der Postsekretär Georg Pfreundschuh erstmals 1878 in Heidelberg, Hauptstr. 8 erscheint. Ich bin dann alle Jahre bis zum Tod von ihm und Hermine (1914) durchgegangen. Da war ich hoch erstaunt. Die Familie ist in dieser Zeit sieben Mal in Heidelberg umgezogen.[13] Mein Vater erzählte, Georg I sei sehr freundlich und friedfertig, dabei noch lustig und humorvoll gewesen sein – ein echter, fröhlicher Franke. Der Onkel Hans stellt über ihn in einer Ahnentafel unter Anmerkungen fest: „idealer Mensch“. Und so haben auch die anderen Enkel von ihm gesprochen.

Es muss also die Hermine, das vornehme Bürgerstöchterlein gewesen sein, die so viel Trubel und Wirbel gemacht hat. Mein Vater und auch alle anderen haben übrigens nie von der Hermine erzählt, außer dass sie wie auf unserem Ahnenbild ein Leben lang das

[12] „Das Tunell“ (Betonung hinten) Süddeutscher, Schweizer und österreichischer Ausdruck für „der Tunnel“, siehe Duden.

[13] Ab 1878 Hauptstr. 8, ab 1881 Märzgasse 12, ab 1883 Plöckstr. 89, ab 1885 Hauptstr. 72, ab 1890 Hauptstr. 127, ab 1892 Plöck 9, ab 1899 Bunsenstr. 4, ab 1904 bis Tod (1914) Kaiserstr. 54.
Mein Vater ist 1902 geboren und hat immer nur von einer Wohnung im Musebrotviertel erzählt.

Hämmerle in der Hand gehabt habe. Sie bestimmte in der Familie. Dieses Stillschweigen ist mir erst jetzt aufgefallen, sonst hätte ich nach ihr gefragt. – Was der Historiker nicht ergründen kann, darüber spekuliert er nicht. Das überlässt er den Romanschriftstellern. Daher wollen wir es bei den gefundenen Tatsachen bewenden lassen.

rechts: Hermine mit dem Hämmerle im Jahr 1849 (mit ihren beiden Schwestern)

Doch eines steht fest. Der Georg I und die Hermine waren sparsame Leute. Denn aus der Testamentseröffnung des Großherzoglichen Notariats III in Heidelberg vom 11.01.1915 ergibt sich, dass sie ein reines Vermögen von knapp 20.000 Goldmark hinterlassen haben (genau 19.864 Mark und 79 Pfennige). Das ist sehr viel. Denken wir daran, dass der schöne Gasthof zum „Bären“ in Neustadt zur gleichen Zeit für 65.000 Goldmark verkauft wurde. Dabei hatten die beiden vier Kinder. Die Ersparnisse, vor allem Wertpapiere, sind umso erstaunlicher, als auch für unseren Oberpostsekretär Georg I damals der Spruch gegolten hat: „Der Beamtenrock ist ein warmer, aber enger Rock.“ Üppige Gehälter zahlte die Kaiserliche Reichspost nicht. – Allerdings haben die Geschwister den Nachlass erst nach der Geldentwertung von 1923 geteilt (Teilungsplan vom 15.03.1932 bei den Familienakten von Georg III). Da zeigt sich gut, wie hart die Inflation das sparsame, mittelständische Bürgertum getroffen hat. Von 20.000 Goldmark sind nur rund 2.000 Reichsmark übrig geblieben (1932 genau 1.933,97 RM). Dazu hat

man mit 2.000 Reichsmark im Jahr 1932 weniger kaufen können als 1915 mit 2.000 Goldmark. Die Angst vor einer Inflation sitzt tief im Unterbewusstsein der Deutschen.

Mein Vater erzählte mir immer wieder einmal von der Wohnung seiner Großeltern in der Weststadt. Dort hatte er es noch erlebt, dass nicht mit Elektrizität, sondern mit Gas über Gasleitungen die Zimmerbeleuchtung betrieben wurde. „Etwas ungemütlich war das Gaslicht mit den Glühstrümpfen schon“, meinte er dann.

Nach einem Gedicht von Georg II war Hermine eine gute Mutter.

AN DER MUTTER GRAB

Heut' ist's ein Jahr, lieb' Mütterlein,
daß Deine Seele uns entschwunden.
In tiefer Liebe denk' ich Dein
und hab' den Weg zu Dir gefunden.

Hier neben Dir auf diesem Stein
laß Mütterlein mich heut' verweilen
und in der Abendsonne Schein
Dein Kind mit Dir den Frieden teilen!

Hier ist mir's wohl, hier träumt sich's gut!
So fern dem weltlichen Getriebe,
in Mutters treuer, trauter Hut,
beschützt von Mutters reinster Liebe.
Mir ist's, als ob die Jugendzeit
in dieser Stunde wiederkehrte
und Kindeslust und Kindesfreud'
am Mutterherzen neu bescherte.
Schon fühl' ich sachte Deine Hand
aufs Kindeshaupt sich niederlegen.
Als Deiner Liebe Unterpfand
gibst, Mutter, Du mir Deinen Segen!

Heidelberg, 13. Juli 1915

Der dankschuldige Sohn Georg

Georg II hat viel und gern gedichtet. „Schon in unserer Pennälerzeit war er unser Hausdichter“, berichtet sein Schulkamerad Karl Neuburger. Verse und Reime waren in der Zeit von Georg II eine allseits beliebte sprachliche und schriftliche Ausdrucksweise. Die Werke von Wilhelm Busch (1832 – 1908) mit „Max und Moritz“, der „Frommen Helene“, mit „Plich und Plum“, und wie sie alle heißen, sind bis heute lebendige Beispiele. Mein Vater hat uns diese Geschichten gern vorgelesen, und wir haben uns immer sehr gefreut. Auch der bekannte „Struwwelpeter“ von Heinrich Hoffmann (1809 – 1894) gehört dazu. Wir können uns heute gar nicht mehr vorstellen, wie beliebt Reime und Gedichte waren. So hat damals Georg Cohn, Heidelberger Honorarprofessor und später ordentlicher Professor an der Universität Zürich, das Büchlein „Das Neue Recht

in Sprüchen“ herausgegeben. Es stellte den Inhalt des neuen, ab 1900 geltenden Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) in Reimen vor – und war ein großer Erfolg.[14]

Wer die Zeit und ihren Zeitgeist richtig nachempfinden will, der sollte sich in die Gedichte von Georg II vertiefen. Heute müssen wir uns etwas einlesen, um die gereimten Zeilen aufzunehmen und auf uns wirken zu lassen. So schnell wie Prosatexte können wir die oft besinnlichen und hintergründigen Gedichte nicht überfliegen. – Liebe Kinder und Enkelkinder, verweilt etwas und denkt euch hinein in die Welt und die Gemütslage euerer Vorväter und Vormütter. Es bringt was! Es hat was!

Der Vater von Georg II, also unser Georg I, ist wohl in den Jahren 1859/60 nach seinem Abitur von Uissigheim nach Heidelberg gekommen. Zuerst musste er in der Heidelberger Bergkaserne seinen Wehrdienst ableisten, den es in Deutschland seit 1814, also seit der Erhebung gegen Napoleon, gibt. Mein Vater hat mir das Gebäude oft vom Philosophenweg aus gezeigt. Es ist deutlich erkennbar an mehreren von oben nach unten laufenden roten Streifen. Es liegt etwas über der Stadt, am Fuß des Königstuhls. 1872 hat dann Georg I mit 31 Jahren die 24-jährige Hermine aus Rastatt geheiratet.

Georg I und Hermine sind miteinander gestorben; sie am 13.7.1914 und er am 22.7.1914, also wenige Tage vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Das folgende Foto zeigt eine Brosche mit dem Bild von Georg I. Sie muss von Hermine stammen. Die zwei sollen gut miteinander ausgekommen sein. Genaueres wissen wir nicht.

Georg I

[14] Schroeder, Klaus-Peter, „Eine Universität von Juristen und für Juristen“ – Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert, Tübingen 2010, S. 335

Sein Leben lang war Georg I dann Postbeamter, ab 1878 in der alten Heidelberger „Reichspost“ gegenüber dem alten Hauptbahnhof.

Die alte Reichspost war ein großes, ganz in rotem Sandstein aufgeführtes, reich verziertes und repräsentatives Historismus-Gebäude am Anfang der Rohrbacher Straße, nahe beim Bismarckplatz. Die Reichspost habe ich übrigens ebenso wie den alten Hauptbahnhof noch kennengelernt. Es hat mir im Herzen weh getan, als sie unter dem Oberbürgermeister Zundel abgerissen und durch einen stil- und fantasielosen Neubau ersetzt wurde. Einige Male habe ich den Zundel deswegen angesprochen. Er wiegte jedes Mal sein Haupt und brachte dann die offizielle Begründung und Ausrede: „Die Fundamente waren zu schwach, das Gebäude war nicht zu halten“. An seinem Gesicht und seiner zögerlichen Antwort merkte ich jedoch, dass dies vorgeschobene Gründe waren und er selbst den Verlust inzwischen bedauerte (siehe folgende Bilder).

Der „Berufsstand“ war damals ganz wichtig, ist in jedem Adressbuch gestanden. Er ersetzte bei den Bürgerlichen den „Geburtsstand“. Wer keinen Beruf hatte, nannte sich „Privatier“ oder „Privatmann“. Das war auch recht, sogar vornehm, wenn man davon standesgemäß leben konnte. Schauen wir uns den Berufsstand von Georg I an.

Die alte Reichspost in Heidelberg

Der Nachfolgebau sieht so aus:

Irgendwann einmal hat mir mein Vetter Fritz Conzen den „Badischen Geschäfts-Kalender 1888“ von Georg I geschenkt. Besonders wertvoll ist dieser Kalender dadurch, dass er im Anhang ein 210 Seiten starkes, sehr ausführliches Behördenverzeichnis des Großherzogtums enthält. Es reicht von der Beschreibung des Großherzoglichen Hauses und seines Hofstaats über die Stellenpläne aller Ministerien, Mittel- und Unterbehörden bis zum „Verzeichnis der badischen Reichtagsabgeordneten“. Auch alle Beamten und Staatsbediensteten werden vom Staatsminister Turban bis zum letzten Kanzleidiener und Hausmeister namentlich aufgeführt.

Die Mitglieder des Großh. Staatsministeriums.

Badischer

Geschäfts-Kalender

für

1888.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

Lahr.

Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.

Auch die „Reichspost- und Telegraphenverwaltung“ ist, soweit sie das Großherzogtum Baden betrifft, dargestellt. Daher ist beim „Postamt Heidelberg“ unter den Post-sekretären auch der Georg Pfreundschuh aufgeführt (S. 115). Gut und hilfreich ist weiter, dass in diesem Behördenverzeichnis jeweils die Ausbildungsgänge und die Beamtenlaufbahnen beschrieben sind. Daraus ergibt sich, dass Georg I im „Höheren Post- und Telegraphendienst“ war. Es war von ihm sogar klug, in diese Laufbahn zu gehen. Denn hier war die Zugangsvoraussetzung zum Höheren Dienst kein Studium, sondern ausnahmsweise nur das Reifezeugnis eines deutschen (humanistischen) Gymnasiums oder eines Real-Gymnasiums. Wie die Sparkassen bis heute, so bildete die Reichspost damals ihren Nachwuchs auf eigenen Anstalten mit „Sekretärsexamen“ und „Höheren Veraltungsprüfungen“ selbst aus. Ähnlich verfährt noch heute das Militär.

Dabei zeigt sich, dass es in Baden nur ca. 130 Post- und Telegraphensekretärsstellen gab, Oberpostsekretäre waren es nur 24 (vgl. S. 135 f.). Die Beamten des Höheren Dienstes wurden bis zum Post- und Telegraphendirektor vom Großherzogtum berufen, die Dienstposten darüber (noch 14 Stellen bis zum Oberpostdirektor) durch den Kaiser besetzt.

Danach hat sich in unsere mündliche Familientradition ein großes Missverständnis eingeschlichen. Wir dachten alle, Georg I hätte es nur bis zum „Mittleren Dienst" geschafft; die Preußen hätten ihn „verschaukelt". Denn bei der Deutschen Bundespost war ein „Postsekretär" ein Beamter des Mittleren Dienstes. Briefträger waren angelernte Kräfte im „Einfachen Postdienst"; eine Lehre führte zum „Mittleren Dienst". Der „Gehobene Dienst" (heute Zugangsvoraussetzung ein Fachhochschulabschluss) schließt sich daran an. Für den Höheren Dienst wird in der Regel ein Universitätsabschluss verlangt.

Trotzdem war Georg I mit seiner Beamtenlaufbahn nicht zufrieden. Es trifft zwar nicht zu, was wir immer meinten, dass er im Mittleren Dienst stecken geblieben ist. Den hat es damals gar nicht gegeben. Doch er ist erst ganz spät Oberpostsekretär geworden. Und meine Mutter meinte oft: „Er hat in Tauberbischhofsheim das beste Abitur gemacht und bei der preußischen Reichspost ist der bloß Oberpostsekretär geworden."

In der Zeit von Georg I und Georg II hat es nur zwei Beamtenlaufbahnen gegeben. Es waren der „Höhere Dienst" und der „Niedere Dienst". Bei der Justiz und Innenverwaltung wurde statt vom Höheren Dienst von „Rechtskundigen" und beim Niederen Dienst von „Hilfspersonal" gesprochen. Diese beiden Laufbahnen finden wir mit Abweichungen und unterschiedlichen Amtstiteln in allen Zweigen des damaligen Öffentlichen Dienstes (z.B. Justizdienst, Lehramt, Innenverwaltung, Eisenbahnwesen usw.). Zugangsvoraussetzung für den Höheren Dienst waren das Abitur, ein Hochschulstudium von mindestens sieben Halbjahren (Semestern) und die Ablegung eines Staatsexamens. Beim Niederen Dienst war es der Besuch eines Gymnasiums mit einem der Mittleren Reife entsprechenden Abschluss.

Überall gab es Vorbereitungsdienste, also Praxiszeiten, bei den einschlägigen Behörden. Badische Juristen wurden nach den Ersten Staatsexamen nicht Referendare, sondern „Rechtspraktikanten" genannt. Nach drei Jahren praktischem Vorbereitungsdienst (heute Referendarzeit) konnte das Zweite Staatsexamen „zur Erlangung der Eigenschaft als Referendär" (in Preußen und heute Assessor) abgelegt werden.

Wenn wir den Staatsdienst zurzeit von Georg I und II mit heute vergleichen, dann fallen uns drei Unterschiede auf. Zunächst ist es zu einer Wanderung der Titel bzw. Dienstbezeichnungen von oben nach unten gekommen. Der heutige Referendar hieß damals Praktikant. Der heutige Assessor war der „Referendär". Das gilt auch für andere Titel. Ein Postsekretär oder Finanzinspektor begleitete damals ein Amt des Höheren Dienstes. Im „Niedereren Dienst" wurde stets von Hilfspersonal, Aktuaren (Gerichts- oder Amtsschreiber), Amtsgehilfen, Bureauassistenten u. ä. gesprochen. Heute sind die Titel Haupt-, Ober- und Sekretär Amtsbezeichnungen im Mittleren Dienst.

Dieser „Wanderung der Dienstbezeichnungen" entspricht zweitens eine inhaltliche Veränderung der Verwaltung. Für die Sachbearbeitung, also die Entscheidung im Einzelfall, war damals grundsätzlich der Höhere Dienst zuständig. Der Niedere Dienst

war dazu weder berechtigt noch in der Lage. Ein Jurist fällte also die Entscheidung über einen Antrag (z. B. Gewerbeerlaubnis). In manchen akademischen Berufen ist das heute noch so. Der Arzt behandelt den Patienten, der Richter fällt das Urteil, trifft also die Einzelfallentscheidung. Doch in weiten Bereichen der Öffentlichen Verwaltung und auch in anderen Bürokratien (z.B. Großunternehmen, Versicherungen) hat sich der Höhere Dienst aus der Sachbearbeitung verabschiedet und hat vor allem Führungs- und Organisationsaufgaben, Steuerungs- und Finanzverantwortung übernommen. – Ganz schlimm wird es, wenn sich die Führungskräfte nur noch der Repräsentation und parteipolitischen „Arbeit“ widmen. Willkür und Rechtsbeugung kommen auf.

Wer heute etwas auf sich hält und einen „besseren Posten“ haben möchte, der achtet darauf, dass er kein Sachbearbeiter mit Publikumsverkehr mehr ist. Das beginnt schon damit, dass bei mehreren Sachbearbeitern einer davon, und zwar der nach oben strebende Beamte „Sachgebietsleiter“ werden möchte.

Das hat drittens zur Folge, dass die Führungskräfte immer weniger wissen und sich auch immer weniger darum kümmern, was auf der Ausführungsebene geschieht. Die Ausführung wird dadurch deutlich schlechter, umständlicher (bürokratischer), oft sogar teurer. So ist es für Sachbearbeiter bei den Sozial- und Jugendämtern viel einfacher Hilfen und Geldleistungen zu gewähren, als sie genau zu prüfen und nach dem Gesetz abzulehnen. Wer ablehnt, bekommt Ärger und Beschwerden bei den Vorgesetzten. Wer bewilligt, ist beliebt. Erst wenn die Kosten explodieren, beginnt das große Suchen und Rotieren. Da aber keiner „da oben“ mehr versteht, worum es „da unten“ geht, wird am falschen Ende gespart, nämlich bei qualifiziertem Personal der Ausführungsebene. Bleiben wir bei den Sozialen Ausgaben, die heute bei großen Städten und Landkreisen oft mehr als 60 % der Ausgaben ausmachen, davon wieder 50 % für Zuwanderer, die neuerdings Migranten heißen. Hier sind in der Regel 95 % des Sozialetats Zahlungen an Hilfeempfänger, die genau geprüft gehören, und nur 5 % Personalkosten. Doch die paar Leute schaffen es nicht, vollständig und sorgfältig zu arbeiten. Auch die Gesetze sind viel zu umständlich und fordern zu viele Prüfvorgänge (Tatbestandsmerkmale).

Das alles war undenkbar im 19. Jahrhundert. Aus Einzelfallentscheidungen sind heute „Massengeschäfte“ geworden. Wir benötigten einfachere, nicht immer umständlichere und unverständlichere Gesetze. Denn dafür leisten wir uns nur noch bei den Gerichten die entsprechend ausgebildeten und hoch bezahlten Richterkollegien. Im Ergebnis muss festgestellt werden: die Verwaltung ist schlechter, die Gesetze sind verworrener und das Ganze ist viel zu teuer geworden.

Mehr wollen wir hier dazu nicht sagen. Im Einzelnen will ich erst im Buch VII darauf eingehen, wenn ich über mein eigenes Berufsleben berichte. Einiges, aber oft das falsche ist heute noch so wie zu Urgroßvaterszeiten (Vorbereitungsdienst, zwei juristische Staatsexamen, Einheitsjurist, Berufbeamtentum usw.). Doch das System schreit in allen Bereichen nach Reformen, die leider nicht kommen. Dringend wäre eine Anpassung unserer Bürokratie und aller Bereiche des Staates an die veränderten Lebensverhältnisse und Bedürfnisse der heutigen Zeit erforderlich. Uns fehlen in den führenden Staatsämtern kluge, reformfreudige Leute wie zu Zeiten der Großherzöge Karl Ludwig und Friedrich I.

Wenden wir uns nun lieber wieder den beiden Georg zu. Georg II ist ins Kurfürst Friedrich Gymnasium gegangen, das ich später auch besucht habe. Bei den Akten meines Vaters war übrigens sein Zeugnis von der Unterprima (folgende Abbildung).

Grossherzogl. Gymnasium in Heidelberg.

Schuljahr 18 91/92 Dritte Tertial

Zeugnis

für

Georg Pfreundschuh

Schüler der Unterprima

Betragen } gut
Fleiss }
Gesamtnote der Leistungen ziemlich gut bis gut
Platz: Unter 27 Schülern der (zwölfte)
Religion 1
Deutsch 2/3 schr. 2 m.
Lateinisch 2/3 (3/4 schr., 2 m.)
Griechisch 3
Hebräisch
Französisch 2/3
Englisch
Geschichte 2/3
Geographie
Mathematik 2/3 A., 3/4 G.
Naturwissenschaft 2
Philosoph. Propädeutik 1/2
Schreiben
Zeichnen
Gesang
Turnen 2
Bemerkungen Pf. ist nach OI versetzt.

Heidelberg den 30. Juli 1892

Der Ordinarius der UI:

Dr. Egenolff

Bedeutung der Ziffern für die Leistungen:
1 = sehr gut.
2 = gut.
3 = ziemlich gut.
4 = hinlänglich.
5 = ungenügend.
6 = schlecht.

Unterschrift des Vaters oder des Stellvertreters desselben:

Gelesen den 18

Buchdruckerei von G. Geisendörfer in Heidelberg.

Das „Großherzogliche Gymnasium in Heidelberg“ war ein humanistisches Gymnasium. Auch Georg II lernte, wie wir sehen, als Fremdsprachen Lateinisch, Griechisch und Französisch, nicht Englisch. Das Gymnasium war wie alle Schulen im Großherzogtum Baden eine so genannte „christliche Gemeinschaftsschule“. Das bedeutet, dass Schüler aller Konfessionen, auch der israelitischen, in die gleiche Schule gegangen sind und außer in Religion gemeinsam unterrichtet wurden. Wir wissen über die Schulzeit von Georg II wenig. Gedichte von ihm sind aus dieser Zeit nicht erhalten.

Doch eine Quelle haben wir. Anlässlich seines Todes haben seine Bundesbrüder Karl und Leopold Neuburger je eine Rede gehalten (wiedergegeben unten bei „Die Freunde der Familie“). Leopold sprach wohl am Grab und der Karl auf der Trauerkneipe bei der Landsmannschaft Teutonia, also bei der Studentenverbindung, in der alle drei waren. Darin schildert Karl, dass er mit Georg schon in die Schule gegangen ist und sie immer nebeneinander gesessen sind; auch bei den späteren juristischen Examina sei das so gewesen. Sie waren zwei unzertrennliche Freunde. Gemeinsam sind sie dann im ersten Semester mit einem dritten Freund in den Heidelberger „Rechts- und Staatwissenschaftlichen Verein“ eingetreten. Mein Vater meinte, die drei hätten den Verein gegründet. Das war aber wohl nicht so.

Der Verein wurde später durch Mehrheitsbeschluss in die Landsmannschaft „Teutonia“ umgewandelt. Damit wurde aus dem wissenschaftlichen Verein eine Farben tragende, schlagende Verbindung. Auch Karls Bruder Leopold war „Teutone“, wie sich aus einem erhaltenen Verzeichnis ergibt. .Eigentlich hätte mein Großvater als Katholik nun austreten müssen, denn die Mitgliedschaft in schlagenden Verbindungen war Katholiken verboten. Doch Georg II ist seinen Bundesbrüdern lebenslang treu geblieben. Im Gedichtsband von Georg II finden wir unter dem Datum vom 11. März 1927 auch das Gedicht für „Rechtsanwalt Neuburger zum 70. Geburtstag!“ Das muss der Vater von den beiden Bundesbrüdern sein, der wie die Söhne Rechtsanwalt war. Die letzte Strophe des Gedichts soll hier zitiert werden:

„Der Lenker des Weltalls, der Lenker der Zeit,
Er gönn Dir ein Leben noch lange wie heut’!
Die Sonne im Herzen, das Pfälzer Gemüt,
Und Goethische Ethik er treu Dir behüt’!“

Die Neuburger waren eine jüdische Familie, für Georg II waren sie jedoch vor allem Pfälzer. Die Freundschaft hat sich in der Generation meines Vaters fortgesetzt, unten (bei „Freunde der Familie“) und später (im Teil 3) werden wir darauf zurückkommen.

Student in Heidelberg

Die Schulzeit, vor allem aber dann das Studium (ab dem Wintersemester 1893 / 94) waren die Zeit, in der Georg II sein Weltbild und seine Lebenseinstellung entwickelte. Durch seine vielen Gedichte können wir sein Denken und sein Fühlen genauso gut erkennen wie das von seiner Frau Emilie. In einer Ahnentafel vermerkt mein Onkel Hans bei ihm: „dichterische Begabung“. Er hat viel, oft täglich gedichtet. Und im Vorwort zu dem oben erwähnten Gedichtband, aus dem auch die Liebesgedichte für die Emilie stammen, schreibt mein Onkel Karl-Heinz: „Vater trug sie schon früh mit dem Gedanken, von seinen Gedichten die erhaltenswerten für die Seinen herauszugeben.

Viele Gedichte – meist in Stenographie niedergeschrieben – diktierte er mir 1930/31 vom Krankenlager aus in die Schreibmaschine. So bleibt mir die liebevolle und schöne Aufgabe, diesen Wunsch unseres verehrten Vaters zu erfüllen.“ Und bemerkenswert ist auch die Widmung, die Georg II seiner Gedichtsammlung voranstellte:

Meinen lieben Eltern,
die mir ein Herz,
meinem lieben Alt-Heidelberg,
das mir Ideal gegeben,
gewidmet!

Diese Widmung muss einem Vorläufer dieser Gedichtsammlung entnommen sein, denn auf der gleichen Seite steht unten: „Dr. Georg Pfreundschuh, Großherz. Notar, Ostern 1908“.

Georg II hat sich also dem „Geist der Universitäts- und Musenstadt Heidelberg“ nicht entzogen, sondern ihn in vollen Zügen in sich aufgesogen.[15] Dabei müssen wir daran denken, dass Heidelberg nicht nur die Stadt der Romantiker, sondern auch ein Zentrum des deutschen Protestantismus (Heidelberger Katechismus, 1563) war. Dieser wurde hier sogar gemäß der besonders strengen Lehre des Schweizer Reformators Johannes Calvin (1509 - 1564) gepredigt. Heidelberg erlebte Bilderstürme. Später war Heidelberg dann im Gegensatz zum katholischen Freiburg die „Stadt des badischen Liberalismus“.

Mein Großvater mütterlicherseits, der Jakob Geßner aus der bayerischen Rheinpfalz, hat dies stark empfunden und nach den Aussagen meiner Mutter immer wieder einmal so ausgedrückt: „In Heidelberg dringt der liberale Geist durch verschlossene Fenster und Türen!“ Und er hat dies für „sein Kind“ (meine Mutter) als ernste Warnung gemeint. Eigentlich wollte er seinen Ruhestand in Freiburg verbringen. Dort hat er aber kein passendes und bezahlbares Häusle gefunden; und sicher war dies seiner Frau Juliane, der eingefleischten Pfälzerin, auch recht so. – Der Liberalismus war für Jakob Geßner vor allem durch seine Religions- und Papstfeindlichkeit gefährlich. In gewisser Hinsicht hat diese Warnung ihres Vaters meine Mutter nie ganz vergessen, sie hätte nie liberal wählen können. Das taten übrigens Georg II und Georg III auch nicht. Sie waren Anhänger der katholischen Zentrumspartei und standen damit in Opposition zum Bismarckreich und zum Preußentum. Den Bismarck’sche Kulturkampf gegen die katholische Kirche haben sie nie vergessen; den badischen Kulturkampf, den es auch gegeben hat, schon. Und mehr im Spaß war ein geflügeltes Wort noch meines Vaters: „Des is’, was uns Katholike’ so kränkt.“ Damit bezeichnete er oft einfach weltanschauliche oder politische Meinungen, die ihm nicht gefielen.

Aber die Heidelberger Bürgerlichen und vor allem die Studienfreunde von Georg II waren meist „badische Liberale“. Der badische Liberalismus stand ebenfalls in einem deutlichen Gegensatz zu Bismarck und zu Preußen, dessen Truppen die Badische Revolution (1848/49) niedergeschlagen hatten. Der badische Liberalismus gehörte in der Tat in erheblichen Teilen zu den Idealen meines Großvaters und meines Vaters.

Überhaupt spürte der junge Georg II etwas Revolutionäres, zumindest Fortschrittliches in seinem Herzen und in seinen Adern. Auch mein Vater und seine Geschwister haben immer wieder einmal davon gesprochen, dass Georg II in seiner Jugend ein

[15] Das beste Buch über die Geschichte Heidelbergs stammt von Richard Benz, Heidelberg – Schicksal und Geist, Sigmaringen 1975

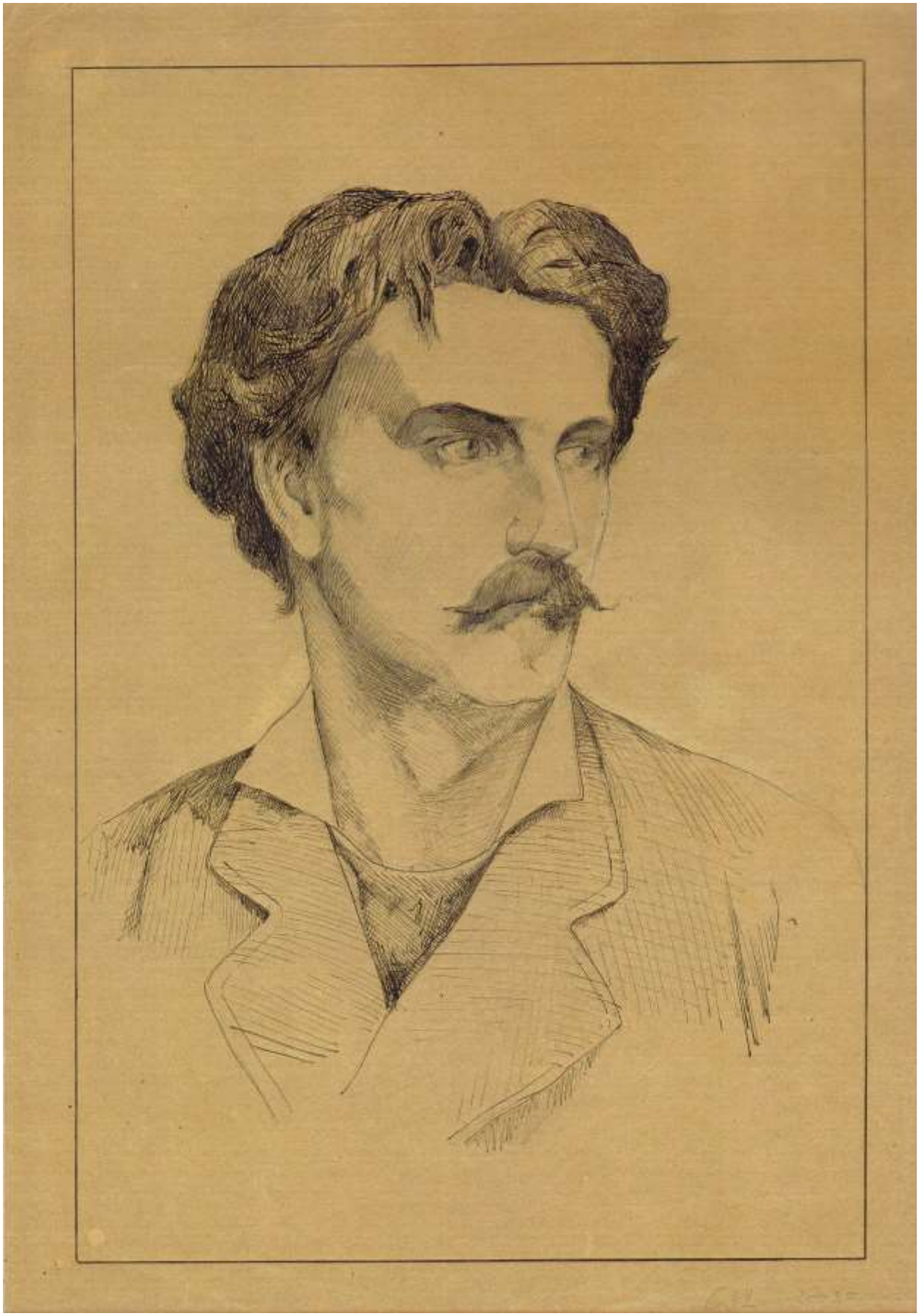
idealistischer Stürmer und Dränger war. Das zeigt gut das folgende Bild. Er trägt einen offenen – wie man damals sagte – „Schillerkragen“. Schillers Räuber lassen grüßen! Auf seinem Hochzeitsbild (siehe oben) hat Georg II noch erhebliche Ähnlichkeit mit diesem Jugendbild. Doch die Juristerei, der Berufseinstieg und der Schritt in den neuen Ehestand haben den Bräutigam schon ein Stück weit auf den Boden der Bürgerlichkeit zurückgeholt.

Das folgende Bild wurde von Richard Mayer gemalt. Die Mayers waren eine Familie, die schon mit Georg I und Hermine befreundet waren (siehe unten „Freunde der Familie“). Sie waren protestantisch und deutschnational, was die Freundschaft nie beeinträchtigt hat. Im Gegenteil, all die Freunde mit ihren unterschiedlichen Idealen waren wertvolle und geistig anregende Gesprächspartner.

Der bekannte, lang in Heidelberg wirkende Philosoph Karl Jaspers[16] beschrieb 1928 den oft beschworenen „Heidelberger Geist“ so: „Hier ist eine Atmosphäre, in der das Fremdeste sich berühren kann – ohne sofortigen Blick auf Konsequenzen – in rein geistiger Möglichkeit. Hier sind der Socialist und der Deutschnationale Freunde, der Katholik und der Protestant, der Russe und der Deutsche. Und hier gibt es eine stillschweigende Voraussetzung eines ritterlichen Verhaltens und eines gemeinsamen Bodens für alles, was wesentlich ist. Hier wird, was im wirklichen Leben in hartem Kampfe um Sein und Nichtsein sich begegnet, auf der Ebene des Möglichen geistig verarbeitet und nach Kräften auf seine Wurzeln geklärt. Heidelberg ist ein Anspruch auf die Rücksichtslosigkeit des Fragens, an Einsamkeit und Unabhängigkeit des einzelnen, der den genius loci vernehmen will.“[17]

Auf dem folgenden Bild steht auf der Rückseite in der Handschrift meines Vaters: „Georg Pfreundschuh (1874 – 1931) gezeichnet von Richard Mayer“

[16] ab 1913 als Privatdozent, von 1921 – 1937 und von 1945 bis 1948 als ordentlicher Professor
[17] Schroeder, Klaus-Peter, a.a.O., S. 499



Besonders deutlich wird dieser offene Umgang mit anders Denkenden in den alten Fotoalben von Georgs II. So zeigt ein Foto den Freund „Fritscher“; und in der Handschrift meiner Mutter ist – wohl als verhaltene Kritik oder Warnung – auf der Rückseite notiert: „Freimaurer“ Die Katholische Kirche und die Freimaurer haben sich gegenseitig strikt abgelehnt. Fritscher war Teutone, Rechtsanwalt und taucht auch auf einigen späteren Familienfotos zusammen mit dem Stadtpfarrer auf. Er war auch bei katholischen Familienfesten dabei. Das war Baden! – Das alles ist auch gemeint, wenn Georg II seine Gedichte Alt-Heidelberg widmet, „das mir Ideale gegeben“.

Ja, solche Freunde hatte unser Georg II durch die Landsmannschaft „Teutonia“ und durch den lebendigen Geist von Heidelberg. Und ich kann mich gut in ihn hineinversetzen. Mir ist es lebenslang selbst so gegangen. Ein anderes Denken, eine andere Weltanschauung, die wirklich aus Überzeugung und mit Wahrhaftigkeit gedacht und gelebt wird, kann und darf man nicht verdammen. Im Gegenteil, es stellt sich dann die ganz brennende Frage, warum dieser kluge, freundliche und womöglich äußerst sympathische Mensch zu dieser seiner Überzeugung gekommen ist. Wer dann klug und wahrhaftig denkt, der wird in der eigenen Meinung nicht verunsichert, sondern sogar bestärkt und bereichert. Er muss sich ehrlich den Fragen stellen und sie für sich beantworten. Das spricht gut aus einem Gedicht von Georg II, das er einmal zu Weihnachten verfasste. Er sagt uns darin, warum er an Gott glaubt und die Gottlosigkeit, den Atheismus, ablehnt.

„ZU WEIHNACHTEN

Hier unter diesem Tannenbaum
hat Glaube, Hoffnung, Liebe Raum.
Ein jeder Zweig, jed' Kerzenlicht
von Glaube, Hoffnung, Liebe spricht.[18]

Der Glaube führt uns himmelan,
stärkt uns auf dieser Lebensbahn;
der Glaube, dass ein Gott es gibt,
der alle Menschenkinder liebt,
des' Sonne über allen scheint,
die hier im Erdental vereint,
vor dessen Throne alle gleich,
ob hoch, ob nieder, arm, ob reich!

Wie wär' das Leben hoffnungslos,
wenn unser Ziel der Erde Schoß,
wenn mit dem Tod hinweg gerafft,
was in uns wirkt – die Gotteskraft!

Nein, nein, die Seele hebt sich fort,
hinan an jenen lichten Ort,
den keines Menschen Aug' gekannt,
von uns das Himmelsreich genannt!

Als Bot' aus diesem Himmelsraum
stehst du heut' hier, oh Tannenbaum!
Du kündest uns die fromme Mähr':
„Die Liebe Gottes trug mich her,

die Liebe, die unendlich ist,
die neu erstand durch Jesus Christ,
die Liebe, die Glückseligkeit,
Palast wie Hütten heut' verleiht!

Ja, unter Dir, o Tannenbaum,
hat Glaube, Hoffnung, Liebe Raum.
Ein jeder Zweig, jed' Kerzenlicht
Von Glaube, Hoffnung, Liebe spricht!

Das Gedicht spricht mich deshalb so an, weil es alle theologischen und dogmatischen Kleinigkeiten weglässt und sich ganz auf die Fragen konzentriert: Gibt es einen Gott? Gibt es ein Weiterleben nach dem Tod? Es gibt uns zugleich die Antwort, warum Georg II dazu „ja" sagt. Fast ist deutlich zu spüren, dass diese Fragen im liberalen Heidelberg

[18] Glaube, Hoffnung und Liebe sind die „Kardinaltugenden" der katholischen Kirche.

von vielen auch anders beantwortet wurden. Wie bei Emilie, so kommen auch bei Georg II keine Heiligen oder sonstigen Mittler zu Gott vor; auch er betet stets unmittelbar zu Gott. – Die Gedichte der beiden zeigen: sie haben die gleichen Ansichten über Gott und die Welt, über das Leben und die Liebe, kurz ihre Weltanschauung und ihre Wertvorstellungen stimmten völlig überein; eine gute Grundlage für ihre Ehe, für ein gemeinsames Leben in guten und in schlechten Zeiten.

Ein anderes Gedicht findet sich im Abschnitt „III. Verwandte“; es ist wohl wie die übrigen Gedichte dieses Abschnitts an die Uissigheimer gerichtet und ist wohl bei einer Wanderung in die fränkische Urheimat der Pfreundschuh entstanden.

ÜBER LAND

Ich lenke einsam meine Schritte
dem Ziele meiner Reise zu,
mein Weg sagt mir's bei jedem Tritte:
"Wie groß und mächtig, Gott, bist Du!"

Ringsum mich her die Ähren reifen,
auf Feld und Au ein frisches Grün,
wohin auch nur die Blicke schweifen:
Ein Wachsen, Sprossen und ein Blüh'n!

Des Ew'gen Schöpfungswort "Es werde!",
das einst die Welt aus nichts gemacht,
wie hat von neuem es die Erde
mit Schöpfungsgeist so reich bedacht!

Fürwahr, ich bin ein hilflos Wesen;
denn nimmermehr erfaßt mein Geist
die Größe dessen, der's gewesen,
der solche Gnaden mir erweist.

Ich lenke einsam meine Schritte,
dem Ziele meiner Reise zu
und bet' bei jedem meiner Tritte:
“Wie groß und gütig, Gott, bist Du!“

In Heidelberg war nicht nur der badische Liberalismus zu spüren. Meine Frau Birgit meinte immer: „In Heidelberg spürt man auch noch den Calvinismus. Und du, lieber Gerhard, hast viele calvinistische Züge an dir:“ Das mag ja sein, und wenn es stimmt, ist es vielleicht auch gar nicht schlecht. Tatsächlich hatten sich im Zeitalter der Reformation die Kurfürsten von der Pfalz der strengen calvinistischen Richtung, also dem Schweizer Protestantismus, angeschlossen. Wie die bayerischen Herzöge in München waren auch sie Wittelsbacher. Und die Ironie der Geschichte ist, dass die Münchner Wittelsbacher die Anführer der katholischen „Liga“ und die Heidelberger Wittelsbacher die Anführer der protestantischen „Union“ im Dreißigjährigen Krieg waren. Nicht nur einen Glaubenskrieg, sondern auch einen Bruderzwist erleben wir hier.

Als die calvinistischen Wittelsbacher ausgestorben sind, ging das Erbe an andere, wieder katholische Pfälzer Seitenlinien des Hauses Wittelsbach. Heidelberg erlebte den Einzug der Gegenreformation und der Jesuiten. Davon zeugen nicht nur die

eindrucksvolle, barocke Madonna auf dem Kornmarkt, sondern auch die große barocke Jesuitenkirche und andere ansehnliche Gebäudekomplexe. So war das stattliche „Collegium Academicum“, in dem heute die Universitätsverwaltung sitzt; ursprünglich ein Jesuitenkolleg. Das langgestreckte mächtige Gebäude in der Kettengasse, an dessen Rückseite sich eine schöne große Grünfläche bis hin zur Jesuitenkirche zieht, war das Jesuitengymnasium. Später war in diesem Gebäude das Helmholzgymnasium, das mein Vater in den letzten drei Klassen vor dem Abitur besucht hat.

Heidelberg ist noch heute mehrheitlich protestantisch. Zwei Drittel meiner Klassenkameraden waren evangelisch, ein Drittel davon war katholisch. In Nordbaden ist das Konfessionsverhältnis insgesamt genau umgekehrt; die Katholiken haben eine 2/3 Mehrheit. Das kommt von den vielen katholisch gebliebenen geistlichen Territorien; das waren bis 1803 neben Speyer und Worms, auch Mainz und Würzburg. Von diesen wurden umfangreiche Teilgebiete durch Napoleon dem Großherzogtum Baden zugeschlagen. Heidelberg war durch Jahrhunderte der Schauplatz geistiger, oft auch blutiger Auseinandersetzungen.

Georg II machte nach dem Abitur keinen „Einjährigen Freiwilligendienst“ bei den „Preußen“, wie bei uns das Militär bis in meine Zeit geheißen hat. Denn im Juli 1892 wurde er in die Oberprima versetzt (vgl. Zeugnis oben). Das Abitur hat er dann Mitte 1893 abgelegt. Aus einem lückenhaften Tagebuch ergibt sich, dass Georg II bereits im Wintersemester 1893/94 Student war.

Sein Vater Georg I soll ihm zuvor eingeschärft haben: „Du darfst alles werden, nur kein Reichsbeamter. Denn dort führen die Preußen das große Wort, sie besetzen die Stellen. Wir Badener haben da keine Chancen. Außer, wir lassen uns irgendwo in die preußische Provinz versetzten und werden dort zu Preußen.“ Die Bayern und die Württemberger hatten es da besser. Diese beiden Staaten hatten sich bei der Reichsgründung 1871 das Postregal vorbehalten. So gab es bis 1920 bayerische und württembergische Briefmarken und Postverwaltungen. Da konnten keine Preußen eindringen.

Georg I hätte sich also auf irgendeine Stelle in Preußen (am besten in Hinterpommern) bewerben müssen, um eine echte Chance zu haben.[19] Das war für ihn undenkbar. Noch meine Patentante Traudel meinte: „Oh je, mein Großvater hatte einen mords Preußenhass.“ Wie sich die Preußen im Süden aufführten, zeigt in besonders übler Weise der Fall des „Leutnants von Zabern“ (1913) im Elsass. Wer die wilhelminische Anmaßung und Überheblichkeit genau kennen lernen will, der sollte sich im Internet die Darstellungen dazu einmal zu Gemüte führen. Auch mein Großvater Jakob Geßner hat über die Hohenzollern als schnöde Emporkömmlinge immer geschimpft und die Habsburger nur gelobt.

Bemerkenswert ist, dass auch die Großherzogliche Regierung in Karlsruhe eine „Landverschickung“ ihrer Beamten betrieben hat. Daher wurde der Unterländer Georg II aus Heidelberg als erstes nach Neustadt im Schwarzwald versetzt. Sogar im späteren Baden-Württemberg wurde diese Verwaltungspraxis jedenfalls in den ersten Jahren nach dem Zusammenschluss der beiden Landesteile wieder aufgegriffen. Badener wurden bewusst in den württenbergischen, Schwaben in den badischen Landesteil versetzt. Das Land sollte so zusammenwachsen. Als ich in den Landesdienst eingetreten bin, war das zum Glück nicht mehr der Fall.

[19] Ein Beispiel ist der Großvater meiner Frau Birgit. Er war auch Postler, kam aus Westpreußen und ließ sich nach Borken im Münsterland versetzen. Sie meint heute: „Das war besser als umgekehrt.“

Georg II studierte also Rechtswissenschaften und wurde später Badisch Großherzoglicher Beamter. Allerdings war der Weg dahin noch mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Denn im ersten Semester ist unser Georg II schwer erkrankt. Er musste nach Bad König im Odenwald zur Kur und „man bangte um sein Leben".

Mein Vetter Fritz Conzen hat mir dankenswerter Weise den erwähnten „Badischen Geschäfts-Kalender" von 1888 geschenkt. Einige Eintragungen darin stammen von Georg I. Danach hat Georg II die Jahreszahl von 1888 in 1894 geändert und ab Januar lückenhaft Eintragungen vorgenommen. Sie betreffen vor allem seine Krankheit und die häufigen Besuche seiner Freunde und „Vereinsbrüder". Aber es werden davon nur einige namentlich genannt. Am 11.02.1888 heißt es: „Bis jetzt 149 Besuche". Das war möglich, weil 1882 die Odenwaldbahn eröffnet worden war. So konnten die Bundesbrüder, Freunde und Verwandte mit dem Zügle von Heidelberg über Eberbach nach Michelstadt und Bad König reisen. Am 24. März 1894 heißt es: „Mein erster Ausgang". Wie so oft ist hier der Besuch von Karl Neuburger eingetragen. Zu diesem heißt es auch am 20.03.1894: „Neuburger lernt[20] mich und meine Brüder Skat." Das Skat-Spielen wurde später eine Leidenschaft von unserem Georg II. Jetzt wissen wir auch, wann und von wem er es „gelernt" hat. Und am 19.Mai steht „Richard Geburtstag"; das ist unser, von oben bekannter Richard Mayer (Maler des Porträts S. 88).

Danach sind alle Einträge in Kurzschrift und ich kann sie nicht lesen. Sie sind aber von Georg II, wie einige ausgeschriebene Namen und Hinweise zeigen. So steht am 10. Juli „Abitur" und die Jahreszahl 1893; der Rest ist wieder Kurzschrift. Einige Seiten betreffen Briefmarken. Georg II war lebenslang ein leidenschaftlicher Briefmarkensammler. Er soll in Heidelberg die größte und wertvollste Sammlung besessen haben. Die Marken haben dann Hans, Karl-Heinz und Mechthild geerbt. Die übrigen Geschwister erhielten Doppelte. So habe auch ich „Altbaden" fast vollständig und einige wertvolle „Marken auf Brief". Doch heute werden die Sammler immer weniger, und so sinken die Werte.

Im Gedichtsband von Georg II sind auch drei Gedichte zu finden, die er aus seiner Kur im Odenwald verschickt hat (S.143, 144, 149). Die Datierung geht vom 09.01.1894 über den 10.02.1894 bis zum 29.04.1894. Er war also mindestens vier Monate in Kur. Das eine Gedicht hat er zum Geburtstag seines Vaters, also für den 30.04.1894, verfasst. Und es heißt darin so schön:

„Zwar darf ich nicht das Glas erheben,
gefüllt mit Bacchus' edlem Trank:
Nun denn, mit Wasser sollst Du leben,
und unserem Schöpfer heißen Dank". Michelstadt, 29.4.1894 (im Gedichtsband S. 149)

Das andere Gedicht ist an seine „Vereinsbrüder" bei der Verbindung Teutonia gerichtet und datiert vom 10.02.1894.

[20] Hochdeutsch müsste es „lehrt mich" heißen. Doch die Nordbadener unterscheiden nicht zwischen „lernen" und „lehren", beides heißt „lernen". Die Oberländer unterscheiden auch nicht; doch beides heißt bei ihnen „lehren". Daher „ich muss jetzt lehre" bedeutet „ich muss jetzt meine Schulaufgaben machen".

An meine Vereinsbrüder!

Muß auch der Körper ferne weilen,
Entzieht ihn Krankheit Eurem Blick,
Der Geist, er kann herübereilen,
Ihn hält das Lager nicht zurück.

Er weilet schon in Eurem Kreise,
Trinkt froh mit Euch die Gläser aus.
Er stimmt mit an die hohe Weise:
"Mein Herz, das ist ein Bienenhaus!"

Er läßt mit Euch die Gläser klingen,
Stimmt mit ins Hoch der Liebsten ein,
Er will mit Euch die Schläger schwingen,
Gilt es die Ehre des Vereins.

Doch muß er wieder von Euch scheiden,
Zurück ins öde Kämmerlein,
Darf nicht gedenken dieser Freuden,
Darf nur gedenken Qual und Pein!

G e o r g P f r e u n d s c h u h
Überreichen lassen am 10 2.1894

Dieses Gedicht finden wir sogar in Handschrift und mit Bleistift geschrieben im „Badischen Geschäfts-Kalender“ nach dem 03.02. (im Kalender ist jedes zweite Blatt unbedruckt für Notizen).

Beeindruckend ist das früheste Gedicht vom 09.01.1894. Denn hier denkt Georg II tatsächlich über einen möglichen, nahen Tod nach und will seine Angehörigen trösten.

MEINE GRABSCHRIFT: „WEINE NICHT!“

O weine nicht, wenn eines Deiner Lieben
hinweggerafft ein schneller Tod!
Ein bess’res Los ist ihm beschieden,
nicht Jammer, Elend, bitt’re Not.

Und weine nicht, ist Dir bestimmt hinieden
ein Leben voller Qual und Pein!
Ein bess’res Los ist Dir beschieden:
Im Tode wirst Du glücklich sein!

Georg Pfreundschuh
09.01.1894 (Originalfassung im Geschäfts-Kalender nach dem 27.02.)

Zum Glück hat sich Georg II erholt und konnte sein Studium fortsetzen. Die Universität Heidelberg war im ganzen 19. Jahrhundert eine der besten und beliebtesten in

Deutschland. Markgraf Karl Friedrich hatte sie 1803 „neugegründet".[21] Zusammen mit seinen Karlsruher Ministerialbeamten, insbesondere seinem leitenden Minister Sigismund von Reitzenstein, hat er eine ausgezeichnete Berufungspolitik eingeleitet. Es ist der badischen Regierung gelungen, noch bis ins 20. Jahrhundert beste Professoren für Heidelberg zu gewinnen. Und Baden hat sich die Bildung etwas kosten lassen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, also zur Studienzeit von Georg II, hat das kleine, sparsame Baden für Wissenschaft und Kultur 1,53 Mark je Einwohner aus gegeben, Preußen dagegen nur 0,60 Mark. Zu all dem gibt es eine umfassende Darstellung (705 Seiten). Sie ist 2010 erschienen, als ich gerade bei der Abfassung dieses Texts war. Klaus-Peter Schröder, Professor für Rechtsgeschichte an der Ruprecht Karl Universität Heidelberg, hat sie verfasst und die Juristische Fakultät hat sie herausgegeben.[22]

Heidelberg war in der Tat „eine Universität für Juristen und von Juristen". Denn im 19. Jahrhundert waren immer die Hälfte, oft Zweidrittel der Studenten Juristen. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts haben dann die Medizinische und die Philosophische Fakultät (Lehramtsanwärter) mehr Zulauf bekommen. Heidelberg war auch die „Universität der Prinzen und der Preußen", beide studierten hier besonders gern. Weit über die Hälfte waren „Ausländer", vor allem aus dem Norden Deutschlands.[23] (Zu meiner Zeit ist das Freiburg so ergangen.)

Was die Prinzen und den Adel betrifft, so hat uns Klaus-Peter Schroeder die Zahlen von 1819 übermittelt. Damals waren von 350 Studenten 7 Prinzen, 16 Grafen und 122 weitere Adelige. Auch der spätere Großherzog Friedrich I., der die unten abgebildete Ernennungsurkunde von Georg II zum Notar unterschrieben hat, gehörte dazu. Der berühmte Heidelberger Rechtsprofessor Georg Jellinek würdigte 1907 den Großherzog Friedrich I anlässlich seines Todes so: „Im langen 19. Jahrhundert hat es keinen Fürsten gegeben, dem die Universität so den Weg gewiesen hätte zu seinen Taten wie Friedrich von Baden, der nur aus den geistigen Strömungen seiner Universitätsjahre ganz zu verstehen ist. … Er wäre ohne uns nicht das geworden, was er war, und wir wären ohne ihn nicht das geworden, was wir sind."[24] Friedrich I. war ein guter und beliebter Regent; wir werden es noch sehen.

Beliebt war Heidelberg bei den Auswärtigen vor allem im Sommer; dann waren doppelt so viele Studenten da wie im Winter. Im Sommersemester 1883 wurde erstmals die Zahl von 1000 Studierenden erreicht. Doch obwohl in Heidelberg auch preußisches Recht gelehrt wurde, sind die norddeutschen Studenten zu den Abschlussprüfungen lieber wieder heim gezogen. „Das badische erste Staatsexamen galt als ausgesprochen schwer. Nach Ansicht verschiedener Gutachter besaß es aber den Vorteil, dass ‚die Studierenden zum ernsten fleißigen Studium der gesamten Rechts- und Staatswissenschaft während der Universitätszeit' gezwungen werden."[25] Denn noch etwas ist beachtlich, das bis zur Zeit von Georg II gegolten hat und vielleicht auch etwas unsere

[21] Deswegen heißt sie auch Ruprecht Karl Universität. Der Pfälzer Kurfürst Ruprecht war 1386 der erste, der badische Markgraf, später Großherzog Karl Friedrich 1803 der zweite Gründer – besser „Erneuerer".
[22] Schroeder, Klaus-Peter, „Eine Universität für Juristen und von Juristen" – Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. u. 20. Jahrhundert (Heidelberger Rechtswissenschaftliche Abhandlungen) Tübingen 2010
[23] Nach Klaus-Peter Schroeder waren 1810 in Heidelberg 388 Studenten eingeschrieben, davon 207 Juristen, davon nur 59 Badener. Daher war das Lehrangebot stets gesamtdeutsch ausgerichtet, weil oft „der angehende Jurist in Heidelberg studierte, um dann in Preußen ein Amt zu übernehmen". (S. 75)
[24] Schroeder, Klaus-Peter, a.a.O., S. 361
[25] Schroeder, Klaus-Peter, a.a.O., S. 71 Ein Staatsexamen in einem deutschen Bundesstaat war auch in allen anderen deutschen Bundesstaaten anerkannt.

Familientradition bestimmte. „Im bezeichnenden Gegensatz zu Preußen entfaltete sich in den süddeutschen Mittelstaaten eine umfangreiche staatsrechtliche Literatur.“[26]

Kein Wunder, dass unser Georg II ein Jahr vor seinem ersten Examen daheim ausgezogen ist. Mein Vater hat mir oft in der Heidelberger Klingenteichstraße ein kleines Häusle gezeigt, das noch heute die Aufschrift „Dornrösl“ trägt. Es ist nur ein kurzer, aber steiler Weg zur Universität. „Hier hat mein Vater sich ein Zimmer gemietet und ein Jahr lang für sein Examen gepaukt“, erklärte er mir jedes Mal.

Haus „Dornrösl“ – hier paukte Georg II ein Jahr auf sein erstes Examen
(Name „Dornrösl“ bei Vergrößerung (zoomen auf 400) am Erker über dem Erdgeschossfenster lesbar.)

Georg II musste drei Arten des Privatrechts beherrschen. Denn im Jahre 1900 wurde das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) des Deutschen Reiches eingeführt, das mit Novellierungen bis heute gilt. In meinem Büro stehen von Georg II im großen Wandschrank noch heute von links nach rechts der „Corpus Juris“, also das Römische Recht, das als „Gemeines Recht“ in weiten Teilen Deutschlands bis zur Einführungen des BGB gegolten hat. Dann folgt das Badische Landrecht, das ebenfalls durch das BGB im Jahr 1900 außer Kraft gesetzt wurde. Es war eine Übersetzung des Code Napoléon. Daher wurde in Heidelberg während des ganzen 19. Jahrhunderts auch französisches Recht gelehrt. „Namhafte Heidelberger Rechtslehrer wie Thibaut, Zachariae von Lingenthal und Renaud lehrten und forschten auf diesem Gebiet, so dass im 19. Jahrhundert die französische Rechtswissenschaft wesentlich von deutschen Juristen geprägt wurde.“[27] Danach kommt im Bücherschrank einer der ersten Kommentare zum neuen BGB von

[26] Schroeder, Klaus-Peter, a.a.O., S. 78
[27] Schroeder, Klaus-Peter, a.a.O., S. 339

Carl Crome „System des Deutschen Bürgerlichen Rechts“ (5 Bände, Tübingen und Leipzig 1900). Auch das dicke, fleißig angestrichene „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts“ von Georg Meyer – „es zählt unzweifelhaft zu den besten und gangbarsten“ – steht dort. So ist das juristische Erbe von Georg II in meinem Büro noch gegenwärtig.

Im Jahre 1901 hatte Georg II beide Examen und die Promotion hinter sich. Im Rückblick hat er seine Studienzeit anlässlich des Gedenkens an den verstorbenen Verbindungsbruder Singhof 1922 mit den folgenden Versen wieder aufleben lassen:

AN SINGHOF!

Heut' ist 's ein Jahr, seitdem Du uns entschwunden!
Was sterblich war, das mußt' zu Staub zergeh'n,
doch Deine Seele, frei und ungebunden,
schwang sich empor, empor zu lichten Höh'n.

Du bist mir nah. Ich hab Dich heute wieder
wie einst im Maien uns'rer Jugendzeit,
in meiner Seele klingen heute Lieder
aus schönen Tagen der Vergangenheit.

Wir weilen wieder dort am Neckarstrande
im trauten Heim bei Deinem Mütterlein.
Wir knüpfen wieder neue Freundschaftsbande
im "Essighaus"[28] bei edlem Gerstenwein.

Wir bringen wieder unser Abendständchen
dem Pensionat, das Deinen Sang begehrt.
Uns grüßen dutzend süße, zarte Händchen,
wenn "Mutter Aufsicht" noch so sehr es wehrt.

Wir wandeln wieder in Apollos Garten,
des Lebens Lenz uns tausend Blüten bringt.
Wir dürfen dort Fein-Liebchen-Schön erwarten,
wo der Jasmin sich um die Laube schlingt.

Wir lauschen wieder Kuno Fischers Lehren,
was Schopenhauer, Hegel, Kant gedacht,
und Wolfrums Weisen wieder uns betören,
und Thodo preist Italiens Kunst und Pracht.

Du schwebst nun fort in ungemess'ne Räume,
in die Gefilde der Unsterblichkeit.
Kehr' oft, kehr' oft, auf daß ich mit Dir träume
vom schönen Maien uns'rer Jugendzeit!

Neckargemünd, 7. Januar 1922

[28] Das „Essighaus“ ist bis heute eine Gaststätte (Ecke Plöck / Theaterstr.) mit einem schönen Biergarten.

Unser Georg II hatte schon im oben abgebildeten Zeugnis der Unterprima in „Philosophischer Propädeutik“ (Einführung) „sehr gut / gut“ und auch in Religion „sehr gut“. Er war ein nachdenklicher und wissensdurstiger Mensch, andererseits auch sehr leutselig, gesprächig und lustig. Er selbst reimt über sich:

„Zwar werd' ich nicht ganz plötzlich sterben,
weil's Mundwerk extra muß verderben,
doch da mein Herz manch' Fehler hat,
geht es im allgemeinen glatt.“

Ein bekannter Professor[29] wohnte in der Plöck (Parallelstrasse zur Hauptstrasse). Oft soll er mit seiner Haushälterin geschimpft haben. Und so hörten Georg II und seine Freunde, dass er sich lauthals über die misslungenen Knödel beschwerte. Da nahmen die frechen Kerle von der Gass’ einige Rossäpfel und warfen sie durchs offene Fenster. „Ess’ die Knödel, die sin’ besser!“, schrien sie hinterher. Mein Vater freute sich immer wieder einmal über diesen Jugendstreich seines Vaters.

Der Abschied von seinem geliebten Heidelberg, von der Stadt seiner Jugend und der Romantik ist Georg II schwer gefallen. Er hat auch dazu ein Gedicht hinterlassen.

ABSCHIED

Alt-Heidelberg zum letzten Mal
in seiner Zauberpracht
mit seinem einzig-schönen Tal
Euch heut entgegenlacht.

Wehmütig-traut kommt dieser Gruß
aus tiefstem Herzensgrund,
so wahr und treu ist dieser Kuß,
der Kuß zur Abschiedsstund’.

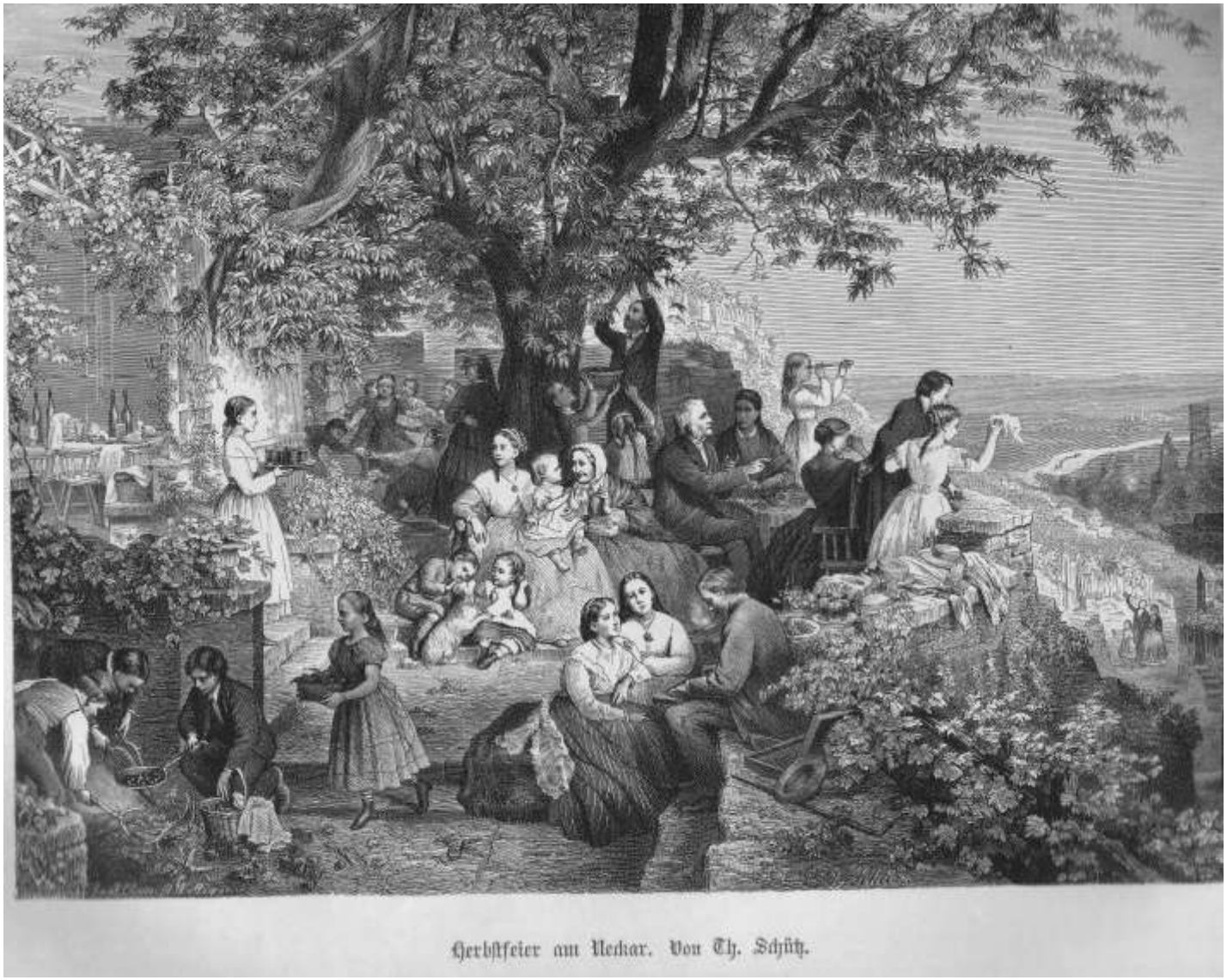
Lebt wohl! – So grüßt des Waldes Sproß,
lebt wohl! – Winkt von den Höh’n
der deutschen Erde schönstes Schloß,
lebt wohl! Auf Wiedersehn!

Lebt wohl, in Glück und Freud’,
Gott schütz’ Euch allzumal,
und trifft Euch einmal Herzeleid,
dann auf ins Neckartal!

Zum Abschied von seinem
geliebten Heidelberg
im Jahre 1901

[29] Ich meine mich zu erinnern, dass es Kuno Fischer war. Der wohnte von 1873 -1887 in der Plöck, danach in der Rohrbacher Str. 12. Vielleicht war Georg II noch Schüler.

Georg III.
1902 –
1977
∞
Franziska



Herbstfeier am Neckar. Von Th. Schüz.

aus: Karl Stieler, Hans Wachenhusen, J. W. Hackländer, Rheinfahrt – Von den Quellen bis zum Meere, Stuttgart 1875